Gehrt Hansen.

Roman aus der Gegenwart.

Von

Robert Waldmüller.

Zweiter Band.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Achtes Kapitel.

Der Modellball, wo der Bravo Cola nicht fehlen wollte, pflegte in dem Erdgeschoß der sogenannten Casa di Moustier, einer geräumigen, drei Säle umfassenden Bildhauerwerkstatt zwischen Quirinal und Capitol abgehalten zu werden.

Ein relegirter Schüler der französischen Akademie, Eugène Moustier, hatte hier vor manchem Jahrzehnt sein Wesen getrieben, ein seltenes, dem Schulzwange entflohenes Talent, eine jener genialen Naturen, die, allzuglühend, das kostbare Gefäß zersprengen, in das sie gegossen worden.

Zehn bis zwölf großartig erfundene, wenn auch überstürzte Entwürfe, nach Moustiers frühem Tode in dem Winkel der Werkstatt stehen geblieben, machten

chfolgenden kunstsinnigen Miethern dieser Räume einer Art Pflicht ehrenden Andenkens, bei jedem el für eine auch künftig entsprechende künstlerische tzung des Ateliers Sorge zu tragen. So hatte nach und nach die Akademie an dem Monte io hier zwischen Capitol und Quirinal eine Art Tochteranstalt erhalten, die immer wieder fran- sche Künstler anzog, ohne übrigens irgend welcher hulbevormundung unterworfen zu sein. Es war en nichts als la Casa di Moustier, und wenn sich e Ausgelassenheit der jungen Akademiker irgendwo astummeln wollte, so suchte sie die Casa des früh erstorbenen Collegen auf.

Nun Verwickelungen zwischen Rom und Paris die französischen Kunststudenten mit einer Schließung der Akademie bedrohten, war der lustigste Ball der ewigen Stadt mit gutem Vorbedacht diesmal lange vor der üblichen Zeit ausgeschrieben worden, und alle Modelle Roms pilgerten heute mit dem Ave Maria-Läuten nach dem gastlichen Hause.

Wenn Italien überhaupt das Land der Schönheit, und zwar vor allem das Land schöner Menschen genannt werden darf, so erscheint Rom als mit dieser köstlichen Himmelsgabe noch ganz vorzugsweise gesegnet,

ja, das hier heimisch gewordene Künstlerauge vermag sich kaum in den so ungleich stiefmütterlicher bedachten Norden zurückzugewöhnen. Jeder, dem selbst nicht das Glück zu Theil wurde, unter dem tiefblauen Himmel Roms und zwischen seinen lorbeerumwucherten Tempel- und Palast-Trümmern des Anblicks schöner Menschen sich zu freuen, ist diesen Kindern des Südens doch sicherlich in den Studien der aus Rom heimgekehrten Künstler oft genug begegnet, um den eigenthümlichen Zauber nachzuempfinden, den eine festliche Vereinigung aller Modelle Roms in sich birgt. Wohl zählen Entdeckungen, wie diejenige der schönen Winzerin Vittoria aus Albano nicht zu den Alltäglichkeiten, und wenn Kästner ihr nachrühmte: ihr Kopf vertrug so Helm wie Schleier, und ihre Schönheit war so groß, daß Horace Vernet bei ihrem Anblicke an seinem Talente verzweifelte, so sieht man, daß selbst hier die Natur sich noch immer Ueberraschungen vorbehielt. Aber annähernd verwandte Funde kommen doch häufig genug vor, um trotz des raschen Verlaufes einer solchen südlichen Schönheitsblüthe nie völligen Mangel an bevorzugten Erscheinungen eintreten zu lassen. Und dann eilt eben auch der wahre Kunstsinn des Volkes dem Bedürfnisse der Künstler nach Musterbildern auf hal-

dem Wege entgegen. In Rom wenigstens begreift so ziemlich Jedermann, daß sich nicht in Haus und Kammer verschließen darf, was Aller Augen erquicken kann.

Der Begriff „Modell“ ist bei alledem, ja eben deshalb, in Italien ein sehr vieldeutiger. Wo in allen Ständen dem suchenden Auge so viel Reizvolles begegnet, und wo, wenigstens den einheimischen Künstlern gegenüber, das Unverfängliche einer Modellsitzung so harmlos, ja so kunstverständig aufgefaßt wird, da verschwindet bis zu einem gewissen Grade die Grenze zwischen denen, welche aus Gefälligkeit, und denen, welche aus Dürftigkeit ihre Schönheit der Kunst dienstbar machen. Der Maler, dem eine Judith oder eine Herodias im Treiben der Oktoberfeste auffällt, wird nicht ruhen, bis er den glücklichen Fund in seiner Studienmappe gesichert weiß; eine Delila, eine Rahel, eine Maria beim Scheine des Moccoliabends entdeckt, werden früher oder später zur Ueberzeugung kommen, daß sie der Kunst ihren Tribut abzutragen haben und daß nur Alltagsgesichter sich selbst gehören. Wenn die zierliche Hand, welche im Carneval Fiori und wieder Fiori auffing und verschenkte, wenn der schön gerundete Arm, welcher beim Vorüberrennen der Berberpferde auf dem Scharlachteppich eines Corsoaltanes

zum Vorschein kam, wenn der Nacken, der sich zurückbog, um einem Confettiwurfe auszuweichen, wenn all diese reizvollen Erscheinungen in ihrer oft tadellosen Schönheit dem Bildhauer verrathen, was die Natur noch immer im Wettkampfe mit der Antike vermag, wird er nicht seine gesellschaftlichen Verbindungen, seine Freunde, seine italienischen Bekanntschaften, wird er nicht seine ganze Beredsamkeit in Bewegung setzen, um so edle Muster mit kunstsinniger Hand nachbilden zu dürfen? — und wird eine Römerin solcher Huldigung mit falscher Empfindlichkeit begegnen?

Freilich braucht der Künstler mehr, als was er hier fordern, hier empfangen kann. Die Zeiten griechischer Kunstblüthe sind längst vorüber, und mit ihnen die Kunstbegeisterung — oder die Sitteneinfalt eines Volkes, wie jenes von der verwunderten Nachwelt gefeierte, das zwanzig seiner vollkommenst gearteten Töchter dem größten Meister damaliger Zeit als Muster für seine Venus freiwillig entgegenführte. Der Künstler der Gegenwart muß seine idealen Gestalten aus den mustergiltigen Einzelnheiten Vieler zusammensuchen und, weder durch olympische Spiele, noch durch den täglichen Anblick unverhüllter Sclaven, im steten Zusammenhange mit dem regen Muskelleben menschlicher Formen,

kommt er ohne die Dienstwilligkeit, die Gewöhnung und die unerschöpfliche Geduld zünftiger Modelle nicht zum Ziele. Wenn aber Stunden lang unverrückt in einer Stellung verharrt werden muß, wenn Wochen lang die ganze Erholung des Modells in nichts als in den seltenen Pausen und in der Mittags- und Nachtunterbrechung ihres geisteinschläfernden Gewerbes besteht, so begreift sich's, daß zu solch gewerbmäßigem Betriebe nur die Noth oder die Trägheit treiben können, und daß alle Gefälligkeitsaushülfen nicht im Stande sind, den wirklichen Modelldienst entbehrlich zu machen.

Und die Eintönigkeit, die Kirchhofsruhe vor allen solchen Bildhauerwerkstätten, wo weder Meißel noch Raspel thätig sind, wo nur in Thon geschaffen wird und einzig das Modellirholz und die Hand sich leise rühren! Ringsum — denn so sieht es hier schon gleich in dem noch menschenleeren Vorsaale der Casa di Moustier aus — ringsum weiße starre Gespenster aus Gyps in der überirdischen Ruhe der wiedererstandenen Antike, eine jede Gestalt — ungleich dem Werke des Malers, das als sichtbare Beruhigung seines Inhalts des abschließenden Rahmens bedarf — eine jede dieser augenlosen und doch so ernst blickenden, über

lebensgroßen Gestalten, Inhalt und Rahmen in sich selbst.

Aber die Casa di Moustier gehört nicht durchweg zu den Werkstätten, wo die Modelle vor Eintönigkeit versteinern. Im zweiten Vorsaale ist der Eindruck schon ein anderer, und ob die Arbeit heute auch feiert, hier wenigstens in dem Bezirk der unakademischen Kunstjünger, verrathen Marmorgebilde aller Art, daß für gewöhnlich auch der lebendige Handwerkslärm nicht ganz fehlen wird, und selbst die Natur der mancherlei umherstehenden neuen Entwürfe läßt innerhalb der streng abgesteckten Grenzen bildnerisch darstellbarer Bewegung noch die jugendliche Neigung erkennen, der Ruhe nach Möglichkeit zu entfliehen.

Gleich vorn in einem Winkel grollen in gedrängtem Haufen die für den Modellball heute auf die Seite geschobenen Arbeiten des jetzigen Besitzers; hier eine bestäubte badende Nymphe, eine moderne Tänzerin, eine Psyche, welche Amorn beim Bogenspannen hilft, — kühn genug! dort von blühenden Gewächsen halb versteckt, eine kredenzende Bacchantin, halb noch roher Marmorblock, halb wie schon erlöst zu athmendem Leben. Unmittelbar daneben eine knieende Magdalena, der Busen, die Arme, die betenden Hände kaum erst angedeutet,

anze Gestalt noch wie gefangen in dem irdischen
'e, dem sie sich zu entringen strebt. Noch weiter
:n Hintergrund gedrängt, kleine Entwürfe in ge=
ıter Erde, die ersten formgewordenen Gebilde der
Künstlergeiste aufdämmernden Gestalten; unter
, hinter den Fackeldisteln drüben, die winzigen
nge eben jener Labung spendenden Weingöttin
r, die wenige Schritte davon noch einmal als
irter Gypsabguß mit hochgehobener Amphore
die festlichen Oleandergebüsche hervorlugt, als
sie den säumenden Besucher der Casa die Mon=
daran mahnen, daß heute Lust und Freude im
er schäumen sollen.

lnd wahrlich, die hereinschlüpfenden Gäste sind
danach angethan, um selbst die Nymphe, die
erin, die Bacchantin in den Schatten zu stellen.
Maria hat geläutet. Von allen Seiten kommen
Gäste herbei. Noch wenige Minuten, und der
Saal hinter dem geheimnißvollen Vorhange dort
gefüllt sein. Schon trommelt das Tambourin
Tanze, schon drängt sich's Schulter an Schulter;
Fröhliche kommen herbei, Mädchen und Knaben,
ıer und Frauen, Mütter und Greise, dazwischen
remden Künstler. Und nun rauscht der Thür=

vorhang zurück und das ganze Farbenfüllhorn des Südens schüttet seine lachende und reizende Fülle weithin aus.

Blicken wir uns um, sammeln wir uns, sättigen wir Auge und Ohr.

Zwischen blühenden Myrthen, Oleander, Kamelien und Orangengebüschen, unter bunten Lampen ohne Zahl wogt das fröhlich gemischte Völkchen der zünftigen und nicht zünftigen Modelle, durcheinander schwatzend, tanzend, kichernd, promenirend, ehrbar thuend, oder mit Blick und Lächeln Schelmereien treibend, Schönheit strahlend, oder doch mit Wort und Witz aufwartend, in jedem Falle entschlossen, der Gastlichkeit der Casa di Moustier durch gute Laune und helle Augen zu danken. Auch die Verblühten lachen heute, die ehemaligen Bajaderen des Künstlerviertels, die Omphale's, die Menaden, die Circen, die Helena's, die jetzigen Niobe's, die dereinstigen Hekuba's. Sie lachen, denn der allgemeine Rausch hat sie mit umnebelt. Und die mühsam herbeigeschwankten Muhmen und Mütter der unzünftigen Modelle stimmen ein, ist doch einmal wieder die ganze bunte Musterkarte italienischer Trachten beisammen, wie sie, als die Muhmen und Mütter noch im Knospenalter seufzten, die

Carnevaltage so unvergeßlich belebten, — hier in prächtig rothem Sammet- oder Atlaskleide die Schifferfrau aus Nettuno, dort die Thunfischerin aus Neapel in Goldbrokat und schillernder Seide; daneben im tuchenen Scharlachmieder die Winzerin aus Albano, ganz wie sie am Festtage sich trägt, mit Schleifen auf den Achseln, und breitem, weißem Spitzentuche um Busen und Nacken; und nun die drüben mit der quergestreiften Schürze der Ciocciaren — die Muhme schwört darauf, Die sei echt, Die habe sie noch gestern am Pantheon Latuga und Broccoli verkaufen sehen. Und wieder Jene dort mit dem schneeigen Kopftuche, das zu beiden Seiten des Gesichtes einrahmend herabhängt, die muß in Frascati Oliven feil haben — ben vero, Piccolina! ganz Frascati riecht ja nach Olivenöl! Aber das Nichtchen hört kaum mehr darauf — zu lustig klimpern ringsum die Guitarren, trippeln die Füße der Tanzenden, blinken die schwergoldenen Ohrgeschmeide, glühen die Korallenschnüre, winken die Zitternadeln mit den silbernen Aehren. Und die Muhmen und Mütter wenden sich wieder zu einander, um der schönen Tage Leo des XII., Pius des VIII. — ja Gregorius des XVI. zu gedenken — Gregors? — hm! sie reden von Gregor, als habe ihr Knospenalter

auch damals noch vorgehalten und Eine sieht der Andern die kleine Schwäche nach. Nur die Männer dünken ihnen, trotz der unverändert noch bestehenden Trachten jener Zeiten, minder schön und vor Allem weit minder manierlich, als dazumal. Nein! der blau gekleidete Campagna-Pächter, der Carretiere mit seinem rothen Hüftenshawl, die bis zu den Zähnen bewaffneten Birbanti aus Fondi, der Pescatore aus Civitavecchia mit Netz und Reusen, der Kapuziner in brauner Kutte und langem Silberbart, der Büffelhirt aus den pontinischen Sümpfen mit spitzem Hut und noch spitzerer Lanze, der Lazzaroni von der Chiaja mit kecker rother Netzmütze und nackten Beinen — so echt sie immer ausschauen mögen, nein, sie sind nicht mehr so artig, wie vor Zeiten der Italiener war, und wenn die Forestieri, die fremden Künstler nicht wären — die Muhmen und Mütter merken's nicht, warum die Künstler ihnen den Hof machen — so sollte man wahrlich im Glauben an dem ganzen Geschlechte irre werden.

Aber während dessen trommelt das Tambourin, klimpert die Guitarre, neigt und wendet sich das junge Volk im Saltarello, Alles in Fröhlichkeit, Alles in

frischer Lebendigkeit, und dennoch Alles in maßvollster Sitte, denn der Süden besitzt das Geheimniß, selbst inmitten des Freudentaumels noch die Schönheitsgrenze inne zu halten.

Neuntes Kapitel.

Taddeo war mit der Behendigkeit eines Panthers seinem Raube nachgesprungen, aber das Zögern der Fürstin hatte ihn dennoch die rechte Fährte verlieren lassen. Er verfolgte Gehrt in der Richtung des Quirinals, bald diese, bald jene Seitengasse mit hastigem Schritte durchstöbernd, während der Gegenstand seines Suchens noch wenige Schritte vor dem Schlupfwinkel der Fürstin säumte.

„Wohin jetzt?“ hatte sich Gehrt, in qualvoller Unschlüssigkeit dastehend, gefragt. „Wohin?“ Die zur That drängende Ungeduld war wie ein Strohfeuer verflackert. Eine Ahnung von der Gefahr, die ihn selbst bedrohte, lag drückend über dem Bunde mit jener wunderbaren Frau. Und doch wirkte der Einfluß ihrer selbstsichern Persönlichkeit noch jetzt so

mächtig in ihm nach, daß er jeden Schritt aus ihrer Nähe wie ein Zurücktreten in ein zunehmendes Dunkel empfand, wie einen vergeblichen Versuch aus eigener Kraft von Neuem mit dem Leben anzubinden. Ein paar Mal war er auf dem Punkte, nach dem eben geflohenen Hause umzukehren. Alles, was sie zu ihm geredet hatte, klang ihm wieder im Ohr. Sie selbst war durch seine Unruhe, durch seine leidenschaftlichen Ausbrüche — er sagte sich es jetzt — aus ihrer Bahn gedrängt worden; sie hatte sich zu Beschönigungen herabziehen lassen, während zwischen ihr und ihm nur das eine rückhaltlos ausgesprochene Wort gelten durfte, das eine Wort: „Wir wollen den Zweck und fragen nicht nach dem Mittel."

Ja, wir fragen nicht nach dem Mittel, weder ich, der diesem Grundsatze Namen, Gönner, Stellung verdankt, der sich unter den Flügeln der Kunst in den Glanz der Paläste hinaufstahl, der sich mit Allem, was in ihm noch ganz und eigen war, für einen Brautschatz zu verkaufen im Begriff ist, — noch Du, welche über dem Gesetze zu stehen gewohnt, die Unterschiede zwischen Mehr und Minder im Gewaltthätigen, im Recht und Unrecht Verlachenden als Thoren-Nichtigkeiten verschwinden siehst.

Er wendete sich nach dem Hause zurück. Noch war er dem vielvermögenden Weibe nur von Nutzen gewesen, noch hatte er Anspruch auf ihre fördernde Erkenntlichkeit, noch stand das goldene Thor vor ihm offen, zu welchem ihm so unverhofft durch sie die Pfade geebnet worden waren, noch hatte sie die Hand nicht zurückgezogen, die ihn aus der Tretmühle des täglichen lug- und trugverstrickten Emporquälens erlösen wollte.

Aber an den Fuß der Treppe ihres Hauses gelangt, durchschauerte es ihn von Neuem. In ihrer Nähe war er nichts mehr, war er nur ein Werkzeug. Der bloße Gedanke an ihre überwältigende Natur benahm ihm den Athem. Er trat wiederum in's Freie hinaus.

Dann befiel ihn eine neue Unruhe. Die versteckte Drohung der Fürstin konnte alle Augenblicke zur That werden.

Er war ohne Waffen. Jeder ihm Nachgesandte hatte leichtes Spiel. Ein Schuß, ein Dolchstoß, und die Welt fragte nicht mehr nach Gehrt Hansen.

Er sah sich ängstlich um. Es war ihm, als habe das Triumvirat nie so nah wie er selbst in diesem Augenblicke den Verfolger auf den Fersen gehabt.

Eine Weile verbarg er sich hinter dem Portal. Jeder Vorübergehende konnte sein Mörder sein. In jeder Mantelfalte konnte das kalte Eisen lauern, das ihm den Todesstoß bereiten wollte. Es gab keine Sicherheit für ihn, er war vogelfrei.

Allmälig steigerte sich dies Gefühl der Wehrlosigkeit und Unsicherheit bis zur Unerträglichkeit. Er trappte aus seinem Verstecke hervor und folgte mit leisem Schritte einem Truppe Karabiniere, welche eben patrouillirend vorübergezogen waren. Immer auf geringen Abstand hinter ihnen drein, durcheilte er ziellos eine Anzahl dunkler Gassen. Aber dann verschwanden auch sie, — wie es schien, in einem Hofe, wo ein Wachtlokal hergerichtet war.

Einen Augenblick fühlte er die Versuchung, ihnen dahin nachzugehen. Es kam ihm der Gedanke, sich als verirrt und des Weges unkundig in ihren Schutz zu begeben. Dann schoß ihm das Blut plötzlich nach den Schläfen, denn ein weiterer Gedanke wollte sich aus dem ersten entwickeln: Wie nun, wenn er die Fürstin Benedetto und ihr Vorhaben verriethe?

Er biß die Zähne zusammen; schon war es ihm, als wolle die Zunge reden, noch ehe er sich nur von der Betäubung erholt hatte. Seine Pulse pochten

wie im Fieber. Er glaubte die Herrschaft über seinen eigenen Willen verloren zu haben, er meinte schon im Irrereden begriffen zu sein.

Dazwischen läutete das Blut in seinem Ohr, als stehe er unter einer Glocke, und dann fiel ihm ein, wie die Fürstin von der Kirche Santa Maria Maggiore gesprochen habe. Und wieder war es ihm, als rufe er laut den Namen Santa Maria Maggiore, Santa Maria Maggiore — Santa Maria Maggiore! Er klemmte die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Seine Stirne glühte im wilden Feuer.

Aber von Neuem zogen Menschen vorüber, und der Klang ihrer muntern Stimmen verscheuchte noch einmal die unholden innern Töne.

Er folgte langsam, kaum wissend, daß er es thue.

Als er sie in eine Seitengasse einbiegen sah, beschleunigte er den Schritt. Sie waren nicht mehr zu gewahren. Aber Andere in bunten Trachten, faschingsartig angethan, drängten jetzt vorüber. Sie nahmen den nämlichen Weg wie die seinem Auge Entschwundenen. Er hielt sich dicht hinter ihnen. Und nun sah er sie an der Pforte eines mächtigen alten Gebäudes pochen und sah, als sich die Thür aufthat, hellen Lichterschein die dunkle Gasse erleuchten. Das wieder-

olte sich, so oft neue Gruppen kamen und pochten. So oft es aber geschah, wogte es bunt und lärmend inein, wer auf dem Wege dahin war, beeilte sich, er noch in der Ferne zögerte, wurde herbeigerufen.

Gehrt war unschlüssig stehen geblieben. Es konnte ein Zweifel mehr sein, hier war der Ort, wo Cola is zu der entscheidenden Stunde gesehen sein wollte. Ein stumpfsinniger Nachahmungstrieb regte sich in dem Genossen des Bravo. Er mischte sich unter die Hinindrängenden und ließ sich bald darauf, geblendet und ast ohne zu wissen, was um ihn vorging, auf den ewegten Wogen des Festes mit den Uebrigen willenos umhertreiben.

Aber die Betäubung, in welcher er sich dem Strome reisgegeben hatte, nahm allmälig andere Farben, nildere Töne an. Der Einfluß der Umgebung brach ich Bahn. Die Sinne begannen wieder zu sammeln, Eindrücke aufzunehmen. Das lebendige Durcheinander orglos glücklicher Menschen, der Rausch südlicher Daseinswonne, zum ersten Male so nah an ihn herangekommen, wiegte ihn in einen Zustand träumerischster Ruhe, und ihm war bald, als umgaukele ihn die ehende Luft einer seligen Insel, die in einem Meere on Duft und Licht und Schönheit schwamm.

Während er so noch im Halbbewußtsein zu träumen meinte, hatten seine Blicke sich an das wenige Gefestete geklammert, das mit olympischer Ruhe auf diesen anmuthig bewegten Blumenflor hinabschaute, an die in Myrthe und Lorbeer geborgenen Statuen, die ihn wie Wesen aus einer verschollenen Zeit anzureden schienen — nach scheuer Flucht vor allen Werken der bildenden Kunst die ersten Stimmen aus jenem abgeschworenen Heiligthume. Und welche Stimmen! Zurufe fragenden, rathheischenden, phantasiebeschwingenden Klanges! Denn hier harrte ja noch Halbvollendetes der abschließenden Hand, hier gab es ja für den schaffenden Instinkt zu ergänzen, zu ändern, zu bessern — hier war ja der Künstler mitten in dem zeugenden Kreise der Kunst selbst. Die ganze stille Freude des Gestaltendichtens wollte wie ein Licht vom Himmel über ihn kommen. Es wollte ihm zu Sinn werden wie einem, der in Nacht und Nebel, auf sumpfigen Boden hingestreckt, gelegen hat und über dessen erwachend aufgerichtetem Haupte nun blauer Aether lacht und goldener Morgensonnenschein.

Während Gehrt, in einem Winkel lehnend und durch Myrthen und Oleandergebüsche von der Menge gesondert, sich und die Bedeutung dieser Stunde im

hauen jener Marmorwelt zu vergessen begann, ›en sich zwei junge Künstler in dem Gedränge ›er. Der Eine, Amédée, ein Bildhauer, in leben'ter Munterkeit bald rechts, bald links anknüpfend › jede Angesprochene auf einige Augenblicke in den :rmüthigen Ton seiner tollen Laune hineinziehend, r Andere, einsylbig und kaum mit seiner Umgebung im ısammenhange, bei jedem neuen Aufenthalte die Au:n ungeduldig nach dem Ausgange des Saales richtend.

„Vor Mitternacht brauchen wir nicht fort zu sein," ief der Erste in der Mundart eines Pikarden dem Begleiter zu. „Bis dahin zeige ich Ihnen unsern ganzen Blumenflor." Zugleich faßte er die Hand eines jungen strenge dreinschauenden Mädchens, das eine Medaille und einen Sturmhut trug und gab in gebrochenem Italienisch einen Sprudel von Einfällen zum Besten, der ringsum unter den Umherdrängenden manche Doppelreihe von schönen Zähnen zu lachendem Vorschein brachte. Nur die Festgehaltene selbst wendete sich mit gereizter Miene ab und suchte sich loszumachen. Ein Silberglöckchen, das sie am Halse trug, tönte hell dazwischen. „Nun denn, Anita," sagte der Pikarde endlich, „wenn Du uns Franzosen denn heute Abend gar nicht magst und nicht einmal mich,

der mit allen Kreaturen Gottes in Liebe und Frieden lebt und dem noch keine Tochter Eva's gram gewesen ist, nun so nimm, wenn Du willst, einen Irokesen oder wen immer zum Freunde — ich kann einmal nicht ändern, daß unsere Pariser Musterrepublik das Monopol für alle republikanischen Tollheiten allein behalten will! Allons, Brissac, sie ist ein gutes Kind, und mein bestes Modell, aber die Kriegsaussichten haben ihr den Kopf rein verrückt."

Anita hatte die festgehaltene Hand losgemacht und ihre Anstandsbegleiterin, ein altes Weib mit zitterndem Kopfe, folgte ihr, da Jene sich nach der Thür zuwendete. Es entstand zwischen Beiden ein kurzer Wortwechsel, der in dem allgemeinen Geräusche verklang, dessen begleitender Geberdensprache aber zu entnehmen war, daß die Alte der fröhlichen Nacht noch nicht Valet geben wollte. Endlich drückte Anita ihren zerschoßnen Sturmhut auf die schwarzblauen Flechten, warf einen ungeduldigen Blick ihrer hellbraunen Augen über die Achsel und lehnte sich in der Nähe der Thüre theilnahmlos gegen die Wand. Die Alte faßte neben ihr Posto.

„Das war die berühmte Samaritana," klang des Pikarden helle Stimme wieder zum Ohre Brissac's.

„Aber ich habe Ihnen noch gar Anderes als diese politische Nymphe zu zeigen. Kommen Sie! Wer weiß, ob die Mumie nächstes Jahr noch zusammenhält! Da sitzt sie, drüben, gerade unter der canariengelben Papierlampe. Pardieu! Es wäre doch unverantwortlich, wenn Sie Rom verließen, ohne Madonna Venere begrüßt zu haben."

Er zog seinen widerstrebenden Begleiter zu einem Mütterchen nieder, das wie versteinert zwischen den regen Gestalten dasaß.

„Madonna Venere," sagte er vorstellend, „und hier Don Brissaco, pittore illustrissimo!"

Die Alte verneigte sich feierlich und hörte, die Hand am Ohre, kopfnickend zu. „Unser ehrwürdigstes Modell," schloß Amédée, endlich italienisch redend, nachdem er in seiner Muttersprache mit fachkundiger Beredsamkeit alle ehemaligen Formenreize jener trümmerhaften Erscheinung nachgewiesen hatte; „der Liebling eines großen Meisters, um kurz zu sein: das Modell zu der Venus des Canova."

Brissac, welcher bis dahin seine Ungeduld nur mühsam unterdrückt hatte, schien bei diesem Zusatze denn doch zu theilnehmender Aufmerksamkeit erregt.

„Canova's Venus?!" fragte er, halb zweifelnd und

doch schonungsvoll seinen verwunderten Ausdruck durch einen herzlichen Händedruck verbessernd.

„Si, Si! Signore," bestätigte die Alte, „la Venere di Canova!" und sie begann wie eine Spieluhr das alte Lied ihrer Jugend und Schönheit anzustimmen, mit dem sie, wer weiß wie oft schon, die Erinnerung an bessere Tage zurückgerufen haben mochte.

Es schnurrte vor den Ohren des nachsichtig freundlichen Malers in wunderbarer Eintönigkeit fort und fort, während der Pikarde die Muße benutzte, um einer jungen Latuga-Verkäuferin im Saltarello gegenüber zu treten, und, das Tambourin in der Hand, die fröhliche Kleine durch seine burleske Tanzart außer Fassung zu bringen.

Bald darauf stand er indessen wieder neben dem Maler. „Sie ist der reine Hypopotamus," rief er auf Französisch, indem er, mit einem Gruße nach der Alten, den Freund weiter zog. „Ich sah sie vor acht Tagen draußen in der Villa selbst, gerade neben Canova's Venus. Brr, ich habe nicht leicht einen fataleren Schauder gekostet! Hundert Elephanten bringen mich zur Zeit der ersten Veilchen nicht wieder nach Borghese hinaus. Denn sie hat, müssen Sie wissen, die Schrulle, in jeder Veilchen-Staggione Wochen lang vor dem

Marmoratteste ihrer ehemaligen Anmuth Posto zu fassen. Passons! Die Zeit verstreicht. Es ist eine grausige Geschichte um den trockenen Bodensatz so einer versiegten Schönheitsquelle!"

„Aber auch unsere Zeit verstreicht," drängte der Maler von Neuem, nach dem Ausgange des Ballsaals ich wendend.

„Vor dem Hora-Singen ist es nichts ..." be-chwichtigte der Pikarde noch einmal, „ich sagte es Ihnen ja gleich, Brissac; man würde das Vögelchen onst zu früh vermissen. Und dann — Sie müssen noch eine zweite historische Rarität sehen, — da sitzt ie ja gleich, drüben, die stattliche Matrone mit den chneeweißen Augenbrauen. „Bona Sera," grüßte er, ich rasch zu der eben von ihm Bezeichneten wendend, und abermals seinen Freund vorstellend: „Bona Sera, Madonna ... nun? Madonna Vener — Venerabile!" verbesserte er schalkhaft, da ein Stirnrunzeln der noch immer schönen Frau ihm bedeutete, seine Zunge zu ügeln. Sie lächelte würdevoll, erwiederte mit gutem Anstande den Gruß Brissacs, und der Pikarde zog einen Begleiter abermals von dannen.

„Da haben Sie," flüsterte er, „die Kehrseite der Medaille. Diese brave Frau behauptet, nie anders

Modell gestanden zu haben, als in dem Costüm ihrer Heimath, in dem bunten Feststaate Rocca di Papa's. Dennoch wurzelt ihre ganze Berühmtheit in der Venus des Fürsten Torlonia. Wieder eine Venus, werden Sie sagen. Aber eine echte Schönheit ist ja nicht anders zu verewigen."

„In der Venus mit dem Apfel?"

„Derselben! Alle Welt weiß, daß sie ein volles Jahr lang dem Meister als Modell zu Diensten war."

„Und welchem Meister, wenn ich bitten darf?"

„Sie fragen auch noch, Barbar? Von wem ist der Jason, der jugendliche Herkules, der rastende Mercur? Wer war's, der nach drei Monaten schwermüthiger Unthätigkeit in einem einzigen Tage die beiden köstlichen Basreliefs schuf, die Nacht und den Morgen?"

„Thorwaldsen?"

„Scht!" rief Amédée; „sie will's ja nicht Wort haben!"

Der Maler blickte sich noch einmal nach der Madonna Venerabile um, welche in ihrem Feststaate dasaß, als habe kein menschliches Auge sie je anders geschaut.

Dann wendete er den Kopf nach der zitternden

Greisin am andern Ende des Saales. Sie schien ihn nicht aus den Augen gelassen zu haben. Er nickte ihr freundlich zu und ihre knöcherne Hand winkte ihm einen Gruß zurück. „Amédée hat Recht," sagte er vor sich hin, „es lohnte sich schon der Mühe, vor diesen Beiden still zu stehen. Wenn die ein echter Dichter schauen dürfte!"

Er stand noch eine Weile in Gedanken, dann bahnte er sich wieder den Weg zu seinem Führer.

Inzwischen hatte die ringsum zunehmende Festfreude die leisen Stimmen übertönt, welche in Gehrts Gemüth von ehemaligen Stunden der Weihe zu sagen und zu singen beginnen wollten. Mehr verwirrt, als gehoben, war er noch einmal in die lärmende Wirklichkeit zurückgetaumelt, und wieder entfärbte die bleiche Furcht vor dem heimlichen Boten der Fürstin Benedetto seine Wangen. Wer unter diesen abenteuerlich blickenden Gesellen spähte nach ihm aus?

Er zog die buschigen Brauen zusammen und lugte unter ihnen wie aus einem Versteck nach den Vorübertreibenden. Von Zeit zu Zeit blieb Einer stehen, um den seltsamen Festgenossen anzuschauen. Dann unterbrach Gehrt das eigene Umherlauschen und suchte die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Und wieder kamen

lachende Mädchen in seine Nähe, einmal sogar eines, das ihn anreden wollte, dann aber, wie vor seinem düstern Blicke sich entsetzend, sich einem fröhlichern Genossen zugesellte. Auch der Pikarde und sein widerstrebender Begleiter drängten nah an ihm vorüber. Brissacs feine Züge fielen ihm auf, als sei er ihnen im Leben schon einmal begegnet, doch fesselte die Angst vor Gesichtern mehr italienischer Färbung in diesem Augenblicke sein Interesse in anderer Richtung; kaum daß ihn seine flüchtigen, frühern Berührungen mit dem Schützling seines vormaligen Gönners in's Gedächtniß kamen.

Aber jetzt traf sein weitschauendes Auge auf eine Gestalt, die, obschon auch nicht italienisch, ihn dennoch zu wiederholtem Hinstarren zwang. Die Arme verschränkt, den Hut dicht über den Augen, um ungeblendeter umherzuschauen, spähend, suchend, vielleicht Gehrt selber witternd, so stand auf einer Bank am Ende des Saales — Kelly, der Irländer.

Ein Grausen überlief den Verlobten Arabella's.

Einen Augenblick war er auf dem Sprunge, zu fliehen. Es schien, als sei ihm mit dem Nebenbuhler zugleich Alles wieder einmal nahe getreten, was er

vor wenig Wochen so mühsam aufgebaut und dann über den Haufen geworfen hatte.

Er wendete sich scheu und verwirrt nach einem andern Theile des gefüllten Raumes, um dem Ausgange näher zu sein.

Aber schon hatte von Neuem die Furcht vor anderer Verfolgung seine Sinne gefangen genommen. Jede im Mantel verborgene Hand, jede verdächtige Bewegung, jede unabsichtliche Berührung, jedes gewaltsame Vorüberdrängen forderten seine Wachsamkeit heraus, regten sein Blut auf, strafften seine Muskeln zu schlagfertiger Gegenwehr. Dazwischen begann die Abwesenheit Cola's seinen erhitzten Geist zu beschäftigen. War die entscheidende Stunde etwa schon gekommen? Floß in diesem Augenblicke schon das Blut der Ueberfallenen? Hatte der Anschlag sein Ziel erreicht oder war er wohl gar mißlungen?

Wie ein Kolbenschlag betäubend, befiel ihn plötzlich der Gedanke: mißlungen sei der Anschlag und ganz Rom suche nach den Verschworenen.

Er lauschte. Lärmte es nicht draußen? Waren nicht auch Andere schon aus ihrem Festrausche erwacht? Drängte sich's nicht nach der Thüre? Wurden der Tänzer nicht immer wenigere?

Aber nein! Er mußte in Fieberphantasien befangen sein. Man lachte und schwärmte noch gerade so sorglos wie zuvor.

Der kalte Schweiß trat auf seine Stirne. Es knäulte sich ja doch da drüben am letzten Fenster zusammen, es schob sich ja doch nach dem Ausgange hin, er selbst war ja inmitten eines mahlenden Stromes, und konnte kaum noch die Richtung seiner Füße nach eigenem Willen bestimmen.

Und nun auf einmal wehte ihn die Nachtluft der Straße an, nun sah er die Sterne über den hohen Häusern und der aus dem geöffneten Saale in's Dunkel hinausdringende Lichterglanz streifte leidenschaftliche Gesichtszüge, drohende Mienen, Blicke voll Wuth, voll Zorn, voll Angst und Entsetzen. Dazu tönten die Rufe al Campidoglio! alla Cancelleria! und wieder Stimmen, welche beruhigend dazwischen bedeuten wollten — die Mörder seien gefaßt, und keiner der Triumvirn habe Schaden genommen; und abermals dann die Rufe: al Campidoglio! alla Cancelleria! al Quirinale! Abasso i traditori!

Ganz nahe vor dem fast besinnungslos mit der Menge Hinausgedrängten läutete unablässig ein leises Glöckchen und eine weibliche Hand war dicht vor seinen

Augen mit dem Festhalten eines schwarzen Kalabreserhutes beschäftigt, den die Hast der Nachstürmenden immer von Neuem von den blauschwarzen Flechten stieß. Aber der leidenschaftliche Ausdruck ihres schmalen strengen Gesichts schien nur das allgemeine Entsetzen wiederzuspiegeln, und nichts von der körperlichen Bedrängniß zu wissen, die ihr doch fast den Athem auszupressen drohte.

„Ouf!" klang es dicht neben ihr. „Ouf! Brissac! Ausgehalten! Gleich wird Raum werden. Ein wahres Glück, daß wir den breitschultrigen Goliath als Rückwand haben; uns Beiden wäre sonst längst der Resonanzboden eingedrückt worden ... Ouf, ouf!" Und der Pikarde stöhnte fort, ohne doch die Zunge ruhen lassen zu können, bis sich endlich der Knäuel löste und nun Alles auseinander rannte.

Gehrt hatte inmitten des Tobens und Drängens weder gesehen noch gehört. Er gewahrte ebensowenig, daß sich die durch ihn ohne sein Wissen vor dem Erdrücktwerden geschützte Samaritana im Enteilen nach ihm umschaute, als daß Brissac und der Pikarde in kurzer Entfernung von ihm berathend stehen blieben, der Erste, weil er den vermißten Schützling seines Wohlthäters erkannt hatte, der Andere, weil ihm die

eben erprobten Kräfte des neuen Bekannten zur Unterstützung ihres Klosterabenteuers verwendbar schienen.

Als Gehrt immer noch von Hinauseilenden umdrängt, allmälig seine Sinne zu sammeln begann und nur noch unentschlossen zwischen Fliehen und sich Verbergen schwankte, fühlte er eine Hand die seine berühren. Er schrak zusammen. Aber die Stimme Brissacs brachte ihn im nächsten Augenblicke wieder zur Besinnung.

„Wohin, Mr. Gehrt?“ fragte der Maler, den Angeredeten hülfreich aus dem Gedränge hervorziehend. „Wollen Sie sich uns anschließen?“

„Mr. Brissac?“ stotterte Gehrt folgend.

„Mein Freund bringt uns nach der französischen Akademie,“ rief der Maler, ihn weiter führend. „Kommen Sie! Es ist nicht rathsam, eben jetzt sich zwischen Italienern umzutreiben.“ Und er legte seinen Arm in denjenigen Gehrts, indem er ihn mit leiser Nöthigung weiter führte.

Immer noch wogte es um sie her. Gehrt folgte so rasch, als die den Weg verengende Menge es zuließ. Seine Antwort verhallte in dem allgemeinen Stimmengewirr. Furcht, Gewissensschauder, Hoffnungen und Wünsche der widersprechendsten Art wogten in seinem erhitzten Hirne durcheinander. Santa Maria

Maggiore! summte es ihm wieder auf der Lippe. War nicht etwa noch Zeit zum völligen Entkommen aus der wilderregten Stadt? Hatte die Fürstin ihm die richtige Fluchtfährte wirklich verrathen? Aber sie wollte ja seinen Tod! sie hatte ihm ja gedroht! Und von Neuem folgte er willenlos dem Voraufeilenden.

„Sind wir Ihnen auch zu rasch?" fragte Brissac, beim Erreichen einer Nebengasse zum Athem schöpfen innehaltend.

„Mir nicht!" drängte Gehrt.

„Desto besser; mein Freund hat schon zu lange gesäumt. Vielleicht werden wir Ihres Beistandes bedürfen . . ."

„Man ist uns auf den Fersen!" rief Gehrt, in's Dunkle zurückblickend und den Schritt abermals beschleunigend.

Und Beide folgten mit Anspannung aller ihrer Kräfte dem Pikarden, dessen Vorsprung durch keinerlei Aufenthalt verringert worden war.

„Man wird uns noch erst auf den Fersen sein!" nahm Brissac, nach einer weitern Wegstrecke zum Lufthölen innehaltend, das Wort des Andern wieder auf. „Mr. Gehrt! Haben Sie den Muth, bei einem ehrenhaften Einbruche der dritte Mann zu sein?"

„Ich?“

„Wir werden Sie vielleicht nicht gebrauchen. Aber wenn es nöthig wäre, stehen Sie uns bei? Es handelt sich um die edelste That, die Sie vielleicht jemals zu üben Gelegenheit haben werden.“

„Ich? — Ich!“ wiederholte Gehrt, von Neuem weiter drängend, ohne im eignen Geiste die Brücke finden zu können, welche von der eben mitverschuldeten Missethat hinüberführen sollte zu einem Vorhaben aufopfernder Hingebung.

„Ich? Aber man verfolgt mich ja! Bringen Sie mich nach Santa Maria Maggiore! Retten Sie mich! O mein Kopf — mein Kopf!“

„Wohin?“ rief Brissac, der erst jetzt die fieberhafte Aufregung des Andern zu bemerken begann. „Wohin? Sie haben den Lärm mißverstanden. Es wird wieder eins der gewöhnlichen Ammenmärchen gewesen sein, mit denen dies Volk von Kindern sich den Schlaf zu verderben pflegt. Kommen Sie! Wir haben ernstere Dinge in's Geleis zu bringen.“

Und Beide folgten dem Vorausgeeilten, welcher jetzt, an der spanischen Treppe angelangt, aus der Ferne mit lebhaften Geberden zur Eile antrieb.

Oben lag das schweigende Kloster.

Brissacs Arm zitterte in demjenigen Gehrts. „Sei uns gnädig, Dunkelheit!“ rief er; „steh uns bei, allwaltendes Geschick! Wer höbe die Hände nicht gen Himmel, wenn's an ein so schweres Werk geht!“

Zehntes Kapitel.

Vor fast vierhundert Jahren hatte ein rechtgläubiger König, der achte Karl von Frankreich, den frommen Gedanken, über den verwilderten Gartenbeeten des alten Sallust eine Kirche sammt einem Kloster zu erbauen, die eine zu Ehren der heiligen Dreifaltigkeit, das andere dem Herzen Jesu gewidmet.

Kirche und Kloster haben seit jener Zeit mannigfache Veränderungen erlitten und vor allem wurde die klösterliche Abgeschiedenheit durch die Anlage der Passeggiata beeinträchtigt, eben jener nämlichen anmuthigen Wandelgänge, wohin schon Mr. Slow am Abend vor seiner Abreise Lady Bronton begleitete.

Hier pflegt in der That, unmittelbar unter den Fenstern der Himmelsbräute die Weltlust und Weltunlust sich von früh bis spät zu ergehen, und das

Kloster — vor Zeiten ein stiller Zufluchtsort — ist heute solcher Art zum ersten Zuschauersitze für das Fremdentreiben geworden, nicht weniger in diesem Sinne begünstigt, als weiland die Plätze der Vesta-Priesterinnen bei den Colosseumsfestlichkeiten der Alten.

Aber auch die reichen Wechsler der Arno-Stadt, die Mediceer hatten ihr Auge auf diesen gesundesten Hügel des fieberkranken Roms geworfen, und der wohlbeleibte Ferdinand Medici ruhte nicht eher, bis über dem längst eingetrockneten Amphorenlager jenes alten Historikers die stolzen Mauern einer Villa aus der Erde stiegen, der schönen Villa Medici, der koketten Nachbarin des französischen Klosters.

Seitdem hat das Rad der Weltgeschichte nach jahrhundertlangem Kreisen zwar auch den Mantelsaum der Mediceer erfaßt und ihn und sie, trotz Purpur und Tiara, zu Staub zermalmt. Aber die Villa hat ihren Namen selbst unter den französischen Lockenperrücken der neuen Besitzer zu behaupten gewußt, nicht minder, nachdem auch jene und ihr Puder in alle Winde verstäubten, unter dem kleinen Filzhütchen des ersten Napoleon, unter dem geflickten Goldreif seiner Nachfolger, unter dem bürgerlichen Kastor des Juli-Königs und endlich — bis auf Weiteres — unter dem wieder dreieckig gewordenen

Kaiserhute des Neffen. Was jedoch wichtiger und erfreulicher als dieses traditionelle Vererben des Namens der Villa Medici, das ist die Zähigkeit, mit welcher sich die ihr im Laufe der Zeit gewordene Bestimmung vererben zu wollen scheint — die anmuthige Bestimmung nämlich: jungen Künstlern ein Paradies auf Erden zu bieten.

So wandeln denn im Schatten immergrüner Eichen, nur durch eine Mauer getrennt, hüben und drüben die Kinder desselben Landes, die Einen im strengen Nonnenschleier, die Andern das lustige Künstlerbare auf den krausen Locken, die Einen betend, singend un auf den Himmel hoffend, die Andern irdenen Stoffen Formen leihend, oder mit irdenen Farben dem Scheine Lebenswahrheit gebend.

Es ist eine Nachbarschaft, recht eigentlich ersonnen, um sehnsüchtige Gedanken auf beiden Seiten zu wecken und zu nähren, und wenn, um dieser Versuchung willen, die Nonnen mit der Zeit zu um so verdienstvolleren Heiligen werden mögen, so haben sie ohne Zweifel doch zahlreichere Rückfälle in weltliche Wünsche und Gedanken zu bekämpfen, als selbst ein heiliger Antonio immer niederzuschlagen vermocht hätte.

Die Kirche stößt unmittelbar an den Klosterhof. Hinter beiden liegt der reiche, mit buschigen Gängen

gezierte Klostergarten, welchen ein Flügelgebäude der Akademie begrenzt, ein hoher und fensterloser Bau, für gewöhnlich zwar eine ausreichende Scheidewand, aber dennoch durch gewisse übertünchte Flächenunterbrechungen, welche das frühere Vorhandensein von Fenstern erkennen lassen, zugleich eine Versuchung für die zu einander Verlangenden.

Eine dieser verkappten Breschen war nun während der letzten Tage durch den Pikarden bearbeitet worden. Sie erwies sich zwar von hartnäckigerer Widerstandsfähigkeit, als er erwartet hatte und es zeigte sich namentlich eine Massenhaftigkeit jeder einzelnen Quader, welche deren Fortbewegung fast zu einer übermenschlichen Aufgabe machte. Aber nachdem er den Hauptstein der in Angriff genommenen Fensterfüllung ringsum gelockert hatte, glaubte er das Weitere mit Brissacs Beistand fertig zu bringen, zumal wenn sich im entscheidenden Augenblicke noch irgend ein Dritter zur Wahrnehmung der übrigen Dienstleistungen zu ihnen finde. Und diesen Dritten hatte er nöthigenfalls unter den akademischen Genossen auf dem Balle ausfindig zu machen gehofft. Inzwischen war eine Spalte neben dem Hauptsteine mit sorglicher Vorsicht hinreichend geöffnet worden, um einer im, Klostergarten lustwandelnden

Novize des sacré coeur anfangs Zeichen und Winke, dann Lorbeerblätter mit Nadelstichschrift, endlich zusammengerollte Papierstreifen zu übermitteln, welche die für Amédée höchst ergötzliche Aufgabe vorbereiten sollten, diese selbe Novize aus ihrer Haft zu befreien.

Nur eine Nacht konnte freilich solch gewagtem Vorhaben Gelingen verheißen. Und dann selbst während des tiefsten Dunkels auch wieder nur eine einzige halbe Stunde, die des mitternächtlichen Hora-Gebets. Dabei mußte noch ein günstiger Zufall walten, wenn eben diejenige Novize, deren Befreiung geschehen sollte, in dieser selben Nacht zum Chordienst mit berufen wurde, da alle Andern im Klosterverschlusse verblieben.

Aber der Pikarde war durch keine Schwierigkeit aus seinem leichtblütigen Vertrauen auf sein gutes Glück in ähnlichen Dingen aufzurütteln gewesen und in der That, die Zeichen standen günstig. Noch kurz vor demselben Ave Maria, welches die Modelle zusammenläutete, hatte ein verabredeter Merkegruß den hinter der Bresche lauschenden Pikarden erreicht gehabt, und Brissac, welcher dem akademischen Freunde bis dahin alle Vorarbeiten im Bereiche der Villa Medici überlassen mußte, war jetzt endlich mit dem Freunde bis zu der verborgenen Mauerbresche durchgedrungen.

Gehrt, der zufällig gewonnene Dritte, hatte unweit von ihnen Posto gefaßt. Er war beim Betreten der Villa Medici noch einmal aus dem halb irren Zustande aufgeschreckt worden, in welchem er den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte. Aber wenn er auch nicht mehr in seinem Geiste zusammenreihen konnte, weshalb er auf der Flucht war, was Alles an Schrecknissen hinter ihm lag, die Scheu vor dem Alleinsein, vor dem in's Freie Zurücktreten, hatte ihn doch den Andern nachgetrieben, so daß, als sie sich an der Wand entlang drückten, um unbemerkt an dem im Thorgange nickenden Custode vorüber zu huschen, er es ihnen im dunklen Bewußtsein fortdauernder Verfehmung nachgethan hatte.

Nun läutete es endlich nebenan in der Klosterkirche zur Hora, und wer durch die Maueröffnung nach dem Kreuzgange hinüberlugte, konnte die Wachsfackel der ältesten Klosterschwester gewahren, wie sie drüben von Fenster zu Fenster die Steintreppe hinab nach der Kirche und in dieser wieder nach dem Chore treppauf den Horapflichtigen vorausleuchtete.

„Jetzt sind sie oben," flüsterte Brissac, dessen Auge durch die Nacht und durch die finstern Klostergartengänge nach der Kirche hinübergestarrt hatte, während

der Pikarde mit dem Brecheisen an dem unbeweglichen Blocke leise herumhantirte. „Jetzt sind sie oben, rüsten wir uns!"

„Voyons farceur! Werden Sie die Quader fassen können?" fragte Amédée flüsternd.

„Welche?"

„Die dort vor Ihnen!"

„Ist das ein einziger Stein?" fragte Brissac, erschreckt den mächtigen Würfel betastend.

„Nur einer, wie ich sagte, aber freilich einer von Gottes Gnaden!"

Brissac schien noch zu zweifeln. Es war undenkbar, daß der Pikarde so kopflos zu Werke gegangen sein konnte. „Und auf diesem Wege soll Clarence befreit werden?" fragte er. „Ihr guter Wille hat Sie irre geführt. Es ist nöthig, daß wir sogleich anderswo durchzubrechen versuchen."

„Bah!" sagte der Pikarde, sich selbst Muth einsprechend und dabei den Mörtel lockernd. „Ich versichere Ihnen, alle andern Fenster sind ebenso verklebt. Es ist eben die unbequemste Einrichtung, der ich je bei ähnlichen Visiten begegnet bin."

„Aber wir würden ja lärmen müssen, daß man's im Vatikan hörte!" Brissac schüttelte rathlos den Kopf

und prüfte von Neuem das Gewicht des regungslosen Colosses. „Es geht nicht! Es geht auf keine Weise!"

„Es muß gehen! Ich bin noch nie unverrichteter Sache abgezogen." Und eine Weile strengte nun auch der Pikarde seine Kräfte im vergebenen Kampfe mit dem steinernen Riesen an. Dann schlug er, selbst bedenklich werdend, neue Auskunftsmittel vor. Betttücher sollten zusammengebunden und von dem Dache des Flügelgebäudes hinabgelassen werden, um mittelst ihrer die Novize herauf zu winden. Wenn Das nicht ginge, so könne man mit raschem Zugreifen die Gartenmauern in der Nähe der Cisterne unterhöhlen. Er hatte eine weitere reiche Auswahl von Vorschlägen zur Hand und jeder neue schien ihm noch leichter ausführbar, als der vorherige. Er war ganz Eifer, ganz Lebendigkeit, ganz zweckverfehlende Beweglichkeit.

Aber der Stein lag während dessen wie angewachsen und Brissac rang die Hände vor Unmuth und Rathlosigkeit.

Er stand noch vor dem verhängnißvollen Granitblocke, als der Horagesang von der Kirche herüber tönte.

Im selben Augenblicke legte der Pikarde das Brecheisen von Neuem an. Wenn ja noch Versuche gemacht

werden sollten, mußte der deckende Schall des Gesanges benutzt werden, um das Arbeitsgeräusch zu verbergen.

Aber auch das Eisen förderte nichts.

„Es würde einem Poliphem den Athem ausdrücken," stöhnte der Pikarde, nach heftigen Ansätzen aller Art endlich selbst verzweifelnd und seine Arme sinken lassend. „Wo ist unser Simson? Er mag uns gegen die Philister helfen. Der Herr Zebaoth soll nicht umsonst doppelte Schöpfermühe auf ihn verwendet haben!"

Brissac war schon auf dem Wege zu dem draußen Verbliebenen.

„Kommen Sie, ehe es zu spät ist," hörte Gehrt sich hastig flüsternd angerufen und, von Neuem sich vor einer Verfolgung gewarnt glaubend, folgte er ohne zu wissen wohin.

Der erste Vers des Hora-Gesanges war zu Ende. Der Pikarde, dem die Zeit schon wieder lang zu werden begann, hatte eben die Schulter gegen das massive Stück gestemmt, um es — ein verzweifeltes Auskunftsmittel — sobald der zweite Vers beginne, womöglich nach der Klosterseite hinaus zu drücken.

Aber ein Hinabstürzen des Mauerstückes in den jenseitigen Garten hätte unberechenbares Geräusch

verursachen, wenn nicht gar Clarence selbst schon mit Gefahr bedrohen können.

Brissac widersetzte sich dem bedenklichen Wagestücke. Man lauschte.

„Jetzt singen sie wieder," rief Brissac, als die Stimmen zum zweiten Male anhoben. „Geschwind, greifen wir Alle zugleich an!"

Der enge Raum ließ indessen kein Zusammenwirken aller Kräfte zu, und Gehrt, welcher in der allgemeinen Finsterniß willenlos, betäubt und wie dem Irrsinn verfallen, gefolgt war, hatte ohnehin kaum begriffen, um was es sich handle.

Erst während die Stimmen verklangen und die beiden Freunde sich von Neuem flüsternd beriethen, kam ihm ein dämmerndes Ahnen von dem Orte, wo er war, und von dem Vorhaben, das er unterstützen sollte. Der traumartige Zustand, der sein Gedächtniß ausgelöscht hatte, begann sich zu zerstreuen. Es waren nicht mehr die einzig seine Erinnerung erfüllenden Angstphantome des — er wußte nicht warum — Gejagten, Verfolgten, die ihn umringten. Er hörte ja Worte, die an ganz Nahes, Thatsächliches anknüpften. Aber gleichzeitig peinigte ihn ein Widerspruch, der im Grunde seiner Seele laut zu werden begann. Der

Gesang hatte ihn mit einer unsäglichen Wehmuth erfüllt und er konnte sich auf den Keim dieses Gefühls nicht besinnen. Warum doch war er ruhelos? Warum trieb es ihn fort und fort, während so nahe seiner Flüchtlingsfährte Frieden war und stille Abgeschlossenheit? Warum war er selbst nicht drinnen, er und alle Welt, und wie konnte einem Menschen je wieder herausverlangen, wenn er einmal dem Elende draußen entronnen und in den Schutz jener festen Mauern sicher aufgehoben war? Während er noch säumte und den verschütteten Pfaden seines Gedächtnisses nachgrub, war es ihm, als komme unter dem aufgewühlten Schutte der Erinnerung hier eine klagend erhobene Hand und dort ein bleiches Antlitz zum Vorschein, hier eine klaffende Wunde und dort ein zerbrochenes Mordgeräth, und allmälig richtete sich in greifbarer Deutlichkeit Gestalt neben Gestalt vor ihm auf, und nun plötzlich wußte er wieder, warum er auf der Flucht war.

Aber die Furien, die schon von Neuem ihre Schlangen gegen ihn zu schleudern begannen, mußten sich diesmal Rast gönnen, denn abermals tönte vom Kloster der Gesang herüber und der wunde Geist des Gefolterten war in die erlösenden Klangwellen hinabgetaucht, ehe er noch dasjenige Kraftmaaß zusammengerafft hatte,

ohne welches auch das Grauen nicht mehr bis zum Bewußtsein durchdringt.

„Jetzt noch ein letzter Versuch!“ flüsterte Brissac, im Finstern nach dem Arme Gehrts umhertastend. „Geschwind, helfen Sie! Stehen Sie uns bei!“

Gehrt richtete sich langsam auf. Was er vorhin in der Hast des Fliehens nicht hatte fassen können — der Aufruf zu einer helfenden That, die ihm Dank und Preis einbringen würde — das klang jetzt wie ein sühneverheißender Weckeruf wieder an und riß ihn mit Macht aus seiner Erstarrung empor. „Wo soll ich helfen?“ stieß er, noch kaum der Rede wieder mächtig, heraus. Und Brissac zog ihn von Neuem nach der Stelle hinüber, an welcher der Pikarde soeben seine letzten Kräfte erschöpft hatte.

„Lassen Sie mich näher heran,“ bat Gehrt und tastete im Finstern vorwärts, um nach einer Kante zu suchen, die eine Handhabe bieten konnte. Er sammelte alle seine Kräfte, denn jetzt, wo er den Gegner fühlte, klärte sich's in seinem Geiste. „Nur einen Augenblick Geduld!“ Und er holte tief Athem, um mit voller Brust den Feind zu umklammern und zu bändigen.

Aber wohin war seine alte Muskelstärke? Wie vom nagenden Grausen der letzten Stunden zerrieben

und zerfressen, versagten Leib und Glieder ihren Dienst. Er mußte schon nach dem ersten Versuche von Neuem ausruhen und Athem schöpfen.

In ohnmächtiger Zerknirschung stützte er sich gegen die Wand. Plötzlich knisterte der Sand im Klostergarten, gleich darauf rauschten die Büsche. Der nachgeahmte Ruf einer Wachtel ließ sich vernehmen.

„Sie ist's!" rief Brissac gedämpften Tones. „Sie giebt das Zeichen. Mein Gott, ist denn kein Rettungsmittel möglich!" Die Heftigkeit des Schmerzes erstickte seine Stimme. Er tastete von Neuem nach dem Steine, aber schon war Gehrt wieder beim Werke.

Noch einmal bröckelte unter dem Brecheisen, was neben der ungefügigen Quader irgend noch aus den Fugen zu bringen war; es öffnete sich eine neue Lücke. Tastend suchte Gehrt weiter. Er fühlte das Blut in seinen Wangen klopfen. Wenn er aus dem Schiffbruche seines ganzen Daseins nur wenigstens die alte rohe Kraft rettete! Mit aller Gewalt brauchte er das Eisen. Nur kein Entnervter, o Himmel, nur kein auch körperlich Bankerotter!

Die Mauer klaffte weiter und weiter. Er ließ nicht nach. Und nun endlich konnte er den Widerspenstigen mit dem ganzen Arme fassen. Wie der Ringer

seinen Gegner packt, Brust an Brust, so hielt Gehrt den störrigen Block umschlungen.

Der Griff war geschehen. Es galt einen letzten entscheidenden Gang. Aber die Sehnen strafften sich vergeblich. Oder wagten sie nicht das Aeußerste? Denn in ihm klangen noch die widerstreitendsten Stimmen durch einander, und während er sich lebenssatt und qualenmüde als ein über Gebühr angestrengtes Werkzeug Preis geben wollte, verfocht die Natur in eigenen maßhaltenden Kraftdämpfen ihre selbsterhaltenden Rechte.

Noch einmal setzte er aus. „Werfen Sie Ihre Mäntel auf den Boden!“ rief er verschnaufend und mit dem Fuße die Stelle prüfend, wo er den Gegner hinzustrecken dachte.

Es geschah in schweigender Spannung.

Und wieder klang durch die Dunkelheit sein stöhnendes, kraftsammelndes Athemholen, und wieder bröckelte Geröll herab, ohne daß der Feind selbst aus seiner sichern Ruhe herauszurücken war.

Von Neuem mußte gerastet, von Neuem mußte Athem geschöpft werden. Dazwischen knisterte es näher und näher im Sande des Klostergartens und die Wachtelrufe klangen immer angstvoller herauf. Aber die Aufregung Aller war so gewaltig, daß selbst Brissac kaum noch Anderem lauschte, als dem noch immer

vergeblich ersehnten dumpf erschütternden Dröhnen des verhängnißvollen Steins.

„Treten Sie weiter zurück!" sagte Gehrt, zu einem dritten Umklammern des Blockes sich vornüber beugend. „Ich könnte mit ihm stürzen und da nimmt er seinen eigenen Weg."

„Stürzen!" rief Brissac, sich entsetzt und doch von Ungeduld erfüllt nur näher an ihn herandrängend. „Sie sollen sich nicht allein zu Grunde richten. Geben Sie Raum!"

Aber Gehrt hatte schon von Neuem die Arme um den Block geschlungen und füllte die ganze Fenstervertiefung. Er gab keine Antwort; indem er zum Heben ansetzte, meinte er, sein Lebenslicht noch einmal hell aufflackern und dann verlöschen zu sehen. Er schloß die Augen und sammelte all sein Denken und Wollen auf den einen trotzigen Gegner. Kein Schwanken mehr, kein Unterhandeln mit dem Ernst der Minute, ein letzter verzweifelter Gang auf Leben und Tod.

Und nun war es wirklich, als komme Bewegung in die kalte Masse, nun ruckte und knirschte es und kam näher und begann albartig auf der keuchenden Brust des Ringenden zu lasten, und endlich, endlich dröhnte die Riesenquader mit dumpfem Donner vor

ihm nieder. Besinnungslos taumelte er über den wuchtigen Koloß auf die zersplitternden Dielen hin.

Im ersten Moment war Alles starres Schweigen. Die Dunkelheit verbarg das Bild der Verwüstung dem Auge. Keiner athmete, Keiner wagte sich zu regen. Aber weit offen klaffte die Mauerwunde. Die Sterne blickten herein, der ferne Schein der heimkehrenden Wachsfackel leuchtete an den dunkeln Klostergebüschen vorüber; nahe unter dem Durchbruch bewegte sich's und flehte leise hinauf um Eile, Eile!

„Bist Du's, Clarence?" flüsterte Brissac, sich über das bröckelnde Gestein hinausbiegend.

„Man kommt!" rief es zurück, und der sonst so feste Ton der klangvollen Stimme bebte hörbar. „Man sucht mich! Da knarrt schon die Gartenthür!"

Im nächsten Augenblicke glitt die Leiter hinab.

„Hierher!" rief der Pikarde, indem er an Brissac vorüber durch die Mauer schlüpfte und mit dem Tuche hinabwinkte.

„Hierher, Clarence!" wiederholte Brissac. „Ich halte die Leiter oben fest!"

„Aber ich sehe nichts vor Gebüsch und Bäumen!" klang es fast geängstigt zurück. „Wo ist sie?"

„Taste an der Mauer entlang!"

„Ich finde sie nicht!"

„Immer weiter!"

„Endlich! O Himmel, es war hohe Zeit!" Und die Zitternde begann hastig die Sprossen zu erklimmen.

„Bon soir, la compatriote!" rief der Pikarde, sich ihr zur Handreichung entgegenbeugend. „Bon soir, Mademoiselle Coeur de lion! Nur muthig zugefaßt, und jetzt noch ein halbes Dutzend Staffeln! — Ohimé!" setzte er mit einem Seufzer hinzu, welcher dem Neide des leer ausgehenden Zuschauers über die stumme Umarmung der endlich Wiedervereinten zu launigem Ausdrucke verhalf, „Ohimé, da halten sie einander! Ohimé! Giebt's doch wunderliche Statistenrollen auf Erden!"

Elftes Kapitel.

Es war in der That keine Zeit zu verlieren gewesen. Schon als Clarence noch in den Büschen und Bäumen nach der rettenden Leiter suchte, war ihre Flucht entdeckt worden, und während Brissac mit der Befreiten durch die Gänge des Akademiegartens zu entkommen bemüht war, klangen deutlich vernehmbare Stimmen vom Kloster herüber.

„Clarence! Clarence!“ hörte man die Suchenden durch die Nacht rufen. „Clarence! Wer sah sie nur zuletzt? Quelle enfant! Clarence!“

Und diesseits äffte ein verrätherisch neckendes Echo, das bis heute hinter dem vermauerten Fenster geschlafen hatte.

Der Pikarde stand in ungeduldiger Rathlosigkeit

über Gehrt gebeugt, bald mit beiden Händen die Schultern des Ohnmächtigen schüttelnd, bald ihn in komischer Beredsamkeit mit allen Schrecknissen des Klosterzornes bedrohend und dazwischen das Echo durch Antwortrufe ausgelassenster Art ablösend.

Endlich hielt Gehrts Betäubung nicht länger gegen die handgreiflichen Mittel des Pikarden Stand. Er kam allmälig zu sich, und, schon bei dem ersten Lebenszeichen durch den Pikarden vom Boden emporgezogen, befand er sich bald darauf ebenfalls zwischen den Taxus-Wänden des Akademie-Gartens. Aber noch noch war es mehr ein Taumeln als ein Gehen; seine Kniee wankten; eine tödtliche Ermattung hatte die überspannte Anstrengung gestraft; er fühlte sich schwach und hülflos wie ein Kind, wenn auch das Fieber gebrochen schien und sein Geist nach langer Zeit zum ersten Male wieder völlige Klarheit gewonnen hatte.

Inzwischen irrte Brissac, der labyrinthischen Laubwege nicht hinreichend kundig, mit der Novize im Dunkeln hin und her. Es galt die Stadtmauer zu erreichen, deren oberer Kranz den hochgelegenen Garten mit einem niedrigen Steingeländer umgiebt. Strickleitern waren vorbereitet; mit ihrer Hülfe ließ sich auf

die tiefere Straße hinabsteigen, welche den unten liegenden Borghesischen Park von dem wallartig abfallenden Hügelgarten der Akademie trennt. Aber wo waren die Leitern? Man suchte hier, man suchte dort und verlor sich nur immer weiter von der richtigen Fährte. Brissacs Unruhe wuchs mit jedem Schritte, und Clarence selbst mußte ihm Muth einsprechen. Seit sie sich in Freiheit wußte, hatte sie ihre natürliche Fassung wieder erobert, und alle Zeichen näher rückender Verfolgung vermochten nicht mehr, sie aus dem Gleichgewichte zu bringen.

Jetzt freilich regte sich's auch auf dem diesseitigen Gebiete. Der Thürwärter der Akademie erhob seine schmählende Stimme. Nachzügler aus der Casa di Moustier hatten um Einlaß gepocht. Es gab mürrische Einwendungen, Thüraufsperren, polterndes Eindringen der Verspäteten — Lachen dann und Antwortrufen auf die Stimmen im Klostergarten, zunehmende Verwirrung endlich, Fensteröffnen in der Zimmerreihe des Akademie-Directors, Fragen, Antworten und wieder Fragen, und nun knarrten gar die Thüren einiger der im Garten verstreut liegenden Atelierhäuschen, um die Flüchtlinge auch noch von dieser Seite zu bedrängen.

Aber im selben Augenblicke hatte der Pikarde die Umherirrenden erspäht, die zum Hinabsteigen in Bereitschaft gehaltene Strickleiter erreicht und hinunter ging's über die Mauerbrüstung in die Dunkelheit des tiefen, die Stadtmauer umgebenden Fahrwegs.

Gehrt allein war noch oben. Seine Mattigkeit schien ihn den Verfolgern hülflos preiszugeben. Der Pikarde jedoch hatte sein Zurückbleiben kaum bemerkt, als er schon wieder wie eine Katze emporgeklommen war. Er zog den Wankenden über die Brüstung, und während Gehrt mechanisch die Seile der Strickleiter umklammert hielt, sausten Beide in die Finsterniß hinab.

Ein heftiger Stoß und ein brennender Schmerz in den Händen war Alles, was Gehrt empfand. Er lag am Boden und neben ihm suchte der Pikarde sich wieder auf die Füße zu bringen.

„Courage!" klang es in Gehrts Ohr, und Amédée, noch selbst kaum wieder des Athmens mächtig, zerrte an dem Leidensgenossen, um auch ihn von Neuem zur Flucht anzutreiben. „Courage, l'ami! Machen Sie eine letzte Anstrengung! Wir sind wie ein paar Bomben herabgepfiffen, aber der Boden ist weich und Ihre Gliedmaßen wenigstens scheinen von Eisen. Vortreff-

lich, da stehen Sie schon wieder auf den Füßen! Nicht die Balance verloren! So, so! Und nun en avant, mon brave! Sie haben heute die Widderköpfe Hannibals übertroffen."

Zugleich bemächtigte der Pikarde sich abermals der Führung des Schwankenden und folgte mit ihm, so rasch es gehen wollte, den Voraufgeeilten.

Diese hatten, an der Porta Pinciana, Porta Pia und Porta Nomentana vorüber, ihren Weg ohne Aufenthalt fortgesetzt. Unterhalb der Noviziato de' Gesuiti warteten sie der Zurückgebliebenen. Ein durch Brissac dort in Bereitschaft gehaltener zweitheiliger Wagen, für dessen Bespannungswechsel bis über Terracina hinaus gesorgt worden war, hatte schon Clarence aufgenommen. Ehe Gehrt zum Besinnen Zeit fand, fühlte er sich durch seinen behenden Führer auf den Wagentritt des leeren Coupés gedrängt. Im nächsten Augenblicke sank er in die Kissen des wohlgepolsterten Raumes.

„Und Sie?" klang Brissacs Stimme draußen, „Sie wollen allein zurückbleiben?"

„Mit mir hat's keine Gefahr!" lachte der Pikarde, indem er den Freund zu Clarence in das Interieur des Wagens zwang und ihr gute Reise und fröhliches

Entkommen wünschte. „Schlimmsten Falles lasse ich mir's gefallen, wenn sie mich zur Strafe unter die Novizen stecken."

Er überstimmte Brissacs besorgte Einwendungen durch Hinweis darauf, daß der letzte Zeuge dieses Fastnachtspossens mit ihnen, den Flüchtlingen, im Coupé von dannen kutschire, warnte vor einem Versprengen nach Civitavecchia, wohin das Kloster am Ersten seine Verfolgung richten werde, trieb dann den Vetturin zur Eile, und fort ging's, an der Stadtmauer entlang, daß die Funken sprühten.

Nach einer Weile mäßigte der Vetturin aber seine Hast. Man war zwar außerhalb der Wälle, man mußte an keiner Thorwache mehr vorüber, doch da sich die Straße um die Stadtmauer herumzog, so kam es darauf an, die Wächter drinnen nicht aufmerksam zu machen.

Die Thore Roms pflegen Nachts geschlossen zu werden. Nur die Porta San Lorenzo macht eine Ausnahme. Denn hier schafft man bei Fackelschein die während des vorausgegangenen Tages in den Kirchen eingesegneten Todten hinaus. Wer demnach Rom in nächtlicher Weile verlassen will, muß sich unter diese stummen Wanderer mischen, ein unverfängliches

Auskunftsmittel, das übrigens bei der nächtlichen Unsicherheit der großen Heerstraßen nicht eben häufig benutzt wird.

Dennoch schien der Mordanschlag gegen das Triumvirat nicht nur verschärfte Vorschriften für die Thorwächter, sondern auch ausnahmsweise verstärkten Reiseverkehr auf diesem Nachtwege zur Folge gehabt zu haben. Als der Wagen der Flüchtlinge in seinem Umkreisen der Stadtmauer von Weitem an dem Thore unbemerkt vorüberlenken wollte, konnte Brissac im Dunkeln zwar nicht die Gesichter, wohl aber die hadernden Stimmen von Fremden und Thorwächtern unterscheiden, die ersteren auf die bedrohliche Lage jedes Nichtitalieners, inmitten einer so leidenschaftlich erregten Volksmasse, als hinreichende Rechtfertigung für die ungesäumte Abreise pochend, die Andern, von der allgemeinen Aufregung angesteckt, in jedem Fremden schon einen Verdächtigen witternd, oder doch ihr vorgebliches Mißtrauen zu Gelderpressungen höchstmöglichst verwerthend. Zwei Reisekaleschen mochten eben glücklich freigekauft worden sein. Sie verschwanden im Finstern hinter den Leichenwagen auf einer der sich hier theilenden Campagnastraßen. Eine dritte, mit vier schnaubenden Rossen bespannt, hielt mitten

im Thore und ein neben dem Wagen stehendes Weib focht mit Worten und Geberden gegen die unziemliche Zumuthung, daß ihre kranke Signora, „mitten im heftigsten Scharlachfieber vor dem Morden und Sengen in den Straßen der Stadt aus dem Bette geflüchtet," jetzt sich hier am Thore stundenlang mit Narren und Dieben herumstreiten solle. So oft sie diese und ähnliche Spitznamen um sich streute, hatte sie einen Silberscudo für den am meisten dadurch Aufgebrachten in Bereitschaft und es schien, als habe sie auf solche Weise schon seit geraumer Zeit gegen sämmtliche Widersacher ein Bestechungssystem in's Werk gesetzt, das Einen nach dem Andern zu achselzuckendem Beiseitetreten und Augenzudrücken bewog, ohne daß die allgemeine Habgier sie dennoch ihren Zweck völlig erreichen ließ. Sie hatte eben, um endlich auch die Furcht vor Ansteckung zu Hülfe zu rufen, den Wagenschlag weit aufgerissen und mit dem wirklichen Aussteigen der Kranken gedroht, als die vorsichtig auf die Seite gewichenen Thorwächter die außerhalb des Thores, an der Stadtmauer heranschleichende Vettura Brissacs in der Ferne erspähten. Die Fackeln, welche die dazwischen immer ein- und ausfahrenden Leichenwagen begleiteten, warfen ihren Schein deutlich nach der Weg-

seite hinüber, wo der Vetturin der Flüchtlinge, im leisen Schritt fahrend, auf eine Lücke in dem langen Trauerconduct wartete, um sich auf die jenseits liegende Fahrstraße hinüber zu stehlen.

Sogleich riefen Stimmen, er möge still halten, und als er statt dessen die wegsperrende Wagenlinie mit Gewalt durchbrach und in der Dunkelheit zu entkommen suchte, zog seine verdächtige Hast und das Toben der Leichenfuhrleute die Aufmerksamkeit Aller nach seiner Seite hinüber. Ein Karabiniere, der sich noch kurz zuvor bei der Plünderung des Scharlach-Wagens herzhaft mitbetheiligt hatte, saß in aller Eile auf und sprengte der neuen Beute mit lautem arresta! nach, und während nun auch einige der schon abgekauften Thorwächter hinter ihm drein liefen, sprang die Scudo-Spenderin rasch entschlossen in den Wagen zurück und die vier ungeduldigen Rosse rasselten mit der leichten Kalesche aus dem Thore hinaus.

Die Dunkelheit draußen begünstigte diesen Handstreich. Das Flackerlicht der Fackeln blendete mehr, als daß es Helligkeit verbreitete und bei dem ohnehin großen Gedränge der durcheinander gerathenen Wagen war es eine unlösbare Aufgabe, Freund und Feind zu unterscheiden.

So hatten denn beide Viergespanne bald einen entschiedenen Vorsprung vor den ihnen Nachsetzenden und selbst der einzige Berittene unter diesen, wand sich erst aus dem allgemeinen Knäuel heraus, als kaum noch der Hufschlag in der Ferne die Richtung der Ausreißer erkennen ließ.

Er besann sich denn auch eine Weile, ob sich's der Mühe weiteren Verfolgens lohne. Dann aber mochte ihm einfallen, daß der Scudosack nicht schlechter inmitten der nächtlichen Campagna zur Brandschatzung tauge, als zwischen lauter Schlüsselsoldaten und Doganabeamten. Und so spornte er sein Pferd von Neuem vorwärts.

Die Straße nach Albano, Velletri und Terracina zieht sich in langer Linie durch die Campagna hin; bald zwischen Gräbern, bald zwischen Trümmern, und wenn in minder dunkler Nacht ein umherspähendes Auge aus einem der Wagen Musterung gehalten hätte, so würde es gleich bei dem zweiten Meilensteine an der Via Asinaria die verfallenen Gräber der Via Latina erkannt haben, daneben den Tempel der Fortuna Muliebris, den sagenhaften Punkt, wo Coriolan von der Eroberung Roms abstand; seitwärts dann die geheimnißvolle Seggiola del Diavolo, den lauschigen

Hain der Nymphe Egeria, das prangende Mausoleum der Cäcilia Metella und ganz zuletzt die marmorgekrönte Grabkammer des Pompejus.

Aber weder in dem ersten, noch in dem zweiten Wagen gönnte man sich zu solchen Umblicken Muße. Gehrt, matt und dennoch schlaflos, warf sich auf dem Polster seines Coupé's unruhig hin und her. In dem Interieur des nämlichen Wagens bestattete das wieder vereinigte Paar Leid und Wehe der Vergangenheit unter Blumen der seligsten Freudenausbrüche und träumte nach glücklich gelungenem Entkommen mit dem ganzen frischen Lebensmuthe der Jugend in froher Besitzessicherheit von den Paradieses-Gärten der Zukunft.

Die Fürstin Benedetta endlich, die vorgebliche Scharlachkranke des andern Wagens, ließ sich durch die Sicilianerin immer von Neuem über die Einzelnheiten des mißlungenen Attentates berichten, und wiederholte, so oft Cola's Niedermetzelung von der kundigen Kammerfrau als nahe Augenzeugin bestätigt wurde, daß es ihm nach Verdienst geschehen sei, da ein Bravo, welchem die Hand zittere, nicht werth sei, daß er lebe. Dazwischen schien die Ungewißheit über das Schicksal ihres schwankend gewordenen Mitverschworenen sie im mannigfachsten Sinne zu beunruhigen.

„Wenn Taddeo ihn nicht einholte," sagte sie, „wird Alles durch ihn an den Tag kommen. Und doch wäre mir's auch wieder leid um ihn. Ich hätte ihn gleich nach Neapel vorausschicken sollen. Es war ein Fund, welcher viel versprach."

Von Zeit zu Zeit wurde zwischen diesem Hin- und Herwenden der letzten Ereignisse die Vorsicht wieder wach und während die Sicilianerin durch das Fenster des Rückleders nach etwaigen Verfolgern ausspähte, trieb die Fürstin den Vetturin von Neuem an. Er habe eine Galgenphysiognomie, meinte sie dann wohl, zur Kammerfrau gewandt, und seit er bemerkt habe, daß man die Scudi nicht schone, sehe er noch einmal so verschmitzt und spitzbübisch aus als zuvor.

In der That zögerte der Vetturin in auffallender Weise und ein paar Mal schien es sogar, als mache er mit hochgehaltenem Peitschenrohre Zeichen über das Dach des Wagens, Winke für einen Reiter, eben jenen Karabiniere, welcher nun, kurz vor Albano, durch das Rückfenster in undeutlicher Ferne erkennbar wurde.

Als das Städtchen selbst erreicht worden war, hörte man fernes Wagenrollen. Es war der immer in kurzer Entfernung vorausgewesene Wagen Brissacs,

welcher jetzt am andern Ende der Stadt in's Freie hinaus bog. Der Wagen der Fürstin hielt.

Ein Mann, welcher in der finstern kirchhofstillen Hauptstraße mit vier zum Wechseln bereitstehenden Pferden gewartet hatte, wollte die Stränge lösen. Der Vetturin erhob indessen Einwendungen. Es gab einen kurzen Streit, in welchem man einander Ladri und Birbanti schalt, und dann wurden die ermüdeten Pferde von Neuem in Trab gesetzt.

„Warum wechselst Du nicht?" rief die Fürstin, sich aus dem Fenster lehnend.

„'s ist keine Zeit, Signora!" und er peitschte auf die Pferde, ohne ihnen doch Zügelfreiheit zu lassen.

„Und warum ist keine Zeit? Halte still. Ich will keine müden Pferde."

„'s ist einmal keine Zeit, Signora!" klang es wieder zurück.

„Aber es soll Zeit sein! Per la madre di Dio!" Die Stimme der Fürstin bebte vor Zorn und sie tastete in der Wagentasche nach ihren Pistolen.

Der Vetturin hielt nun die Pferde einen Augenblick an.

„Es folgt uns Einer auf den Fersen, Signora," sagte er, indem er wieder mit dem Peitschenrohre über

seinem Kopfe Zeichen machte und dann die Pferde von Neuem in Bewegung setzte.

Die Fürstin biß die Zähne zusammen.

„Er will uns berauben," sagte sie zu der Sicilianerin zurückgewandt, während der Wagen langsam in die Schlucht zwischen Albano und Ariccia hinab bog. „Am besten ist's, wir kaufen uns gleich frei."

Sie begann sofort mit ihm zu unterhandeln, ohne doch, da er sich unabläſſig mit dem Radschuh zu schaffen machte und dazwischen seine redlichen Absichten betheuerte, zum Abschluß kommen zu können.

Unter diesen verzögernden Hin- und Herreden ging die Fahrt langsam bergab und es war kaum mehr zu bezweifeln, daß er, mit dem ebenso langsam folgenden Reiter im Einverständniß, nur den nächstgünstigen Augenblick zum Ausplündern herankommen lassen wollte. So oft wenigstens die Fürstin zur Eile drängte, setzte er nur seine Peitsche in Bewegung. Die Pferde sprangen nach rechts und links auf die Seite. Der Wagen rückte aber kaum schneller aus der Stelle.

Während dessen war der Reisewagen Brissacs an den Punkt gelangt, wo sich die Straße aus der Schlucht vor Ariccia wieder in die Höhe windet. Auch hier wurde Schritt gefahren. Die Steile des Weges recht-

fertigte es. Aber die Ungeduld des Malers gönnte ihm keine Ruhe. Er ließ die eben an seiner Brust entschlummerte Novize leise aus den Armen, stieg aus und trieb, neben dem Wagen hergehend, den Schritt der Pferde an.

Es war noch immer winterlich finstere Nacht, doch die Luft wehte balsamisch erquickend und hier und da schimmerte Blüthenweiß der Mandelbäume schon frühlingverheißend durch das Dunkel. Brissac entblößte Haupt und Brust und sog, bald selbst sich Zeit gönnend, in langen Zügen die frische Nachtkühle ein. Sein Blut beruhigte sich; die dem ersten Glückstaumel wieder gefolgte Bangigkeit um Clarence wich dem sanften Gefühle dankbarer Ergebung in das ihm so hold gewesene Geschick. Mit jedem Schritte, der ihn dem Rettungsziele näher brachte, meinte er leichter zu athmen, sicherer aufzutreten, fester, unverlierbarer an sich zu ketten, was seinem Leben einen neuen, alle Schmerzen und Leiden der letzten Zeit überreichlich vergütenden Inhalt gegeben hatte. Ja, fast schwindelte ihm schon bei dem immer deutlicheren Bewußtwerden so wunsch- und neidloser Stimmung, wie sie die Seele ihm bis zum Rande füllte, fast beklemmte

ihn der Wonnegedanke so nahen, so freien, so über alle Lust und alles Wehe hinaustragenden Besitzes.

Und dennoch konnte er kaum die Möglichkeit des Wiederverlierens mit seinem Geiste fassen.

In diesem linden Nachrausche eines überwältigenden Glücksschauers war er eine Weile hinter dem Wagen fortgeschritten, als ihn fernes Geräusch aufschreckte. Es drang aus der Schlucht herauf, welche er eben verlassen hatte.

Er verkürzte seine Schritte und lauschte. Jetzt ließen sich Männerstimmen deutlich erkennen. So hatte man ihm doch nachgesetzt! Die Klosterpolizei mußte rascher gewesen sein, als selbst Clarence es für wahrscheinlich gehalten hatte. Er eilte, den Wagen einzuholen, um den Vetturin zur Eile zu treiben.

Aber ehe er ihn erreicht hatte, klangen auch Weiberstimmen aus der dunklen Schlucht herauf und vernehmbare Hülferufe hielten seinen Schritt von Neuem auf. Er lauschte beruhigter. Das waren keine Verfolger. Ein nächtlicher Ueberfall schien in seiner Nähe verübt zu werden. Wegelagerer, Campagneräuber trieben da unten ihr Wesen.

Er zögerte, aber schon im peinlich werdenden Gefühl der Unthätigkeit.

Die Flucht in diesem Augenblicke zu beschleunigen dünkte ihm eine Feigheit, eine Unmenschlichkeit. Es standen vielleicht Leben auf dem Spiele. Vielleicht konnte ein beherztes Hinzuspringen entsetzliche Missethaten verhindern. Und doch hinwieder — — lag Clarence nicht drinnen im lächelnden Schlummer, auf seinen Schutz vertrauend eingenickt?

Er kämpfte zwischen Hülfebringen und Fliehen, er lauschte mit wachsender Unruhe dem immer lauter werdenden Stimmengemisch und lockerte doch schon zu gleicher Zeit das Doppelterzerol in seiner Brusttasche.

„Erbärmliche Ausreden!“ stieß er endlich heraus, indem er die Waffe mit Heftigkeit hervorzog. „So sagen Alle, die aus der Furcht eine Tugend machen möchten.“

Und im nächsten Augenblicke war er im hastigen Sprunge auf dem Wege nach dem Grunde der Schlucht.

Noch hatte er aber die Streitenden nicht erreicht, als ein Pulverblitz, ein Schuß ihn stutzen machten. Das Handgemenge schien schon in vollem Gange. Vielleicht kam er zu spät und setzte sich zwecklos einer unberechenbaren Gefahr aus. Aber die Dunkelheit konnte das Zielen unsicher gemacht haben. Und dann klangen ja noch immer die streitenden Stimmen. Es

mußte noch Zeit sein. Und er eilte weiter abwärts in's Dunkle.

Eben wollte er einem schnaubend über den Weg jagenden Pferde ausweichen, als neuer Hufschlag auf ihn zukam; gleich darauf sauste ein Wagen, dessen Thüren aufgerissen waren und an welchem vier wild-gewordene führerlose Pferde zogen, mit betäubendem Gerassel an ihm vorüber; hinterdrein tönten wieder wirr durcheinanderklingende Stimmen. Aber ehe Brissac noch Freund und Feind zu unterscheiden vermochte, wurde er von dem gegen einen Steinhaufen geprallten und jäh wieder bergab rollenden Wagen auf den Boden geschleudert.

Ein stechender Schmerz an der rechten Schläfe folgte dem heftigen Sturze. Von Stirn und Augen und Wangen rann es glühend herab. Er that noch einen kaum vernehmbaren Aufschrei, dann schwand ihm die Besinnung und er blieb für todt am Wege liegen.

Nicht weit von ihm hatte der vorher gefallene Schuß den Vetturin auf's Pflaster hingestreckt. Die Kugel der Fürstin war ihm mitten durch die Kinnlade gefahren. Er winselte erbärmlich und kroch auf allen Vieren den immer noch im halbzerrissenen Geschirr umherzerrenden Pferden aus dem Wege.

Der Karabinier dagegen hatte die Sicilianerin wenige Schritte vom Wege seitwärts trotz ihrem Schreien und Abwehren bis zum letzten Scudo ausgepfändet. Er suchte jetzt im Finstern nach seinem davongerannten Pferde und schnitt, da es nicht gleich zu finden war, eins der Wagenpferde aus den verwirrten Deichselsträngen los. Dann sprengte er im Galopp nach Albano zurück.

Während dessen hatte die Sicilianerin die im Finstern bergauf geflohene Fürstin Benedetta eingeholt. Sie wechselten kaum Worte, denn die Fürstin, welcher ihr Wagen in der Dunkelheit aus dem Gesichte gekommen war, bot alle ihre Kräfte auf, um den vermeintlich vorausgeeilten wieder zu erreichen und das ferne Rollen des andern Reisegefährts betrog sie vollends über das Zurückbleiben des eigenen Viergespanns.

Inzwischen hatte der Vetturin Brissacs die Höhe erreicht. Der vorhin aus der Schlucht heraufgeklungene Pistolenschuß war durch das Wagengerassel übertönt worden. Weder der in unablässigem Antreiben seiner Pferde beschäftigte Fuhrmann, noch die schlafende Clarence, noch auch Gehrt, welcher krank und matt im Coupé schlummerte, hatten von der

in wenig Minuten vollendet gewesenen Plünderung etwas bemerkt.

Als die Fürstin daher athemlos und erschöpft den nun auf der Höhe haltenden Wagen einholte, glaubte der auf Brissac harrende Vetturin diesen wieder herankommen zu sehen.

„Macht geschwind, Signore,“ sagte er, „wir haben noch eine hübsche Strecke bis Terracina und die Nacht will benutzt sein. Seid Ihr eingestiegen?“

Die Fürstin hielt der Sicilianerin die Lippen zu. Sie hatte ihren Irrthum schon bemerkt, als sie auf dem Kutschbocke eine menschliche Gestalt zu erkennen glaubte. Ihr Vetturin, wußte sie, konnte nicht so leichten Kaufs davongekommen sein. Sie hatte die handfeste Sicilianerin in seine Stelle setzen zu müssen geglaubt. Jetzt war kein Zweifel mehr, daß auch die Pferde und der Wagen unten in der Schlucht mit ihm zurückgeblieben waren.

Ohne sich lange zu besinnen, tastete sie nach den in dem fremden Wagen etwa noch freien Plätzen und da sie noch drei Winkel unbesetzt fand, wies sie die Sicilianerin ohne Verzug hinein.

Dann schwang auch sie sich nach, und während der Vetturin wieder schnalzte und in seiner Pferdesprache

dem Viergespann zusetzte, rasselte der Wagen durch die Finsterniß von dannen.

Clarence schien aus ihrem Traume erwachen zu wollen. „O mon Dieu!“ lallte sie leise vor sich hin. „Quel bonheur ... quel bonheur ...“ Aber die Bewegung schaukelte sie wieder ein, und indem noch ihre Hand im Schlummer nach derjenigen des Geliebten suchte, sank ihr Haupt schon von Neuem in die Kissen zurück und die Fäden des Traumlebens umspannen sie abermals mit ihren fröhlich schillernden Farben.

Drittes Buch.

Wehe dem, der zu sterben geht,
Und keinem Lieb' geschenkt hat;
Dem Becher, der zu Scherben geht,
Und keinen Durst'gen getränkt hat.
Fr. Rückert.

Erstes Kapitel.

Die Sorrentiner Villa der Fürstin Benedetta liegt oder lag — denn dieser pseudofürstliche Besitz hat den Sturz des Bourbonen-Thrones nicht überlebt — an einem jener breiten und hohen Vorsprünge aus Tuffstein, welche dem ganzen südlichen Golfufer eigen sind. Wenn man bis an das Eisengeländer des Gartens vortrat, hörte man tief unten das Brausen der Wogen, den Ruderschlag der Schiffer und den Gesang der netzestrickenden Fischer; in wärmerer Jahreszeit auch wohl das Plätschern badender Kinder, die Stimmen der beim Thunfang Beschäftigten, das sausende Emporschnellen des Delphins, wenn nicht gar das zornige Wüthen eines jener Haifische, von denen — wie der Volksmund behauptet — alljährlich einer sich an diese Küste verirrt.

Ließ man das Auge im Kreise der Gesichtsgrenzen schweifen, so verweilte es im Osten zuerst an den kahlen, aber schön geformten Kalkwänden des vielspitzigen Monte Sant Angelo, dessen untere Hänge die hohe Straße nach Castellamare unterschreibt. Dann haftete der Blick, in nördlicher Richtung sich wendend, an den Zwillingshöhen Somma und Vesuv und an dem selten ganz verschwindenden Wölkchen, das die Esse dieses letztern Städteverwüsters umkräuselt. Am Strande weiter spähend, unterschied man die über der Aschenstadt Herkulanum erbauten Häuser und den königlichen Palast von Portici, dann den Hafen des langgedehnten Neapels, den Molo, den Leuchtthurm, darüber die Höhen von Capo di Monte, die Zwingburg St. Elmo, das fernhin leuchtende Kloster der vielbeneideten Camaldolenser, die kleine Insel Nisida endlich mit ihrer Strafanstalt für Priester, weiter gen Westen schon das niedrige Eiland Procida, Ischia mit dem ragenden Vulkane Epomeo, dessen Feuer erloschen ist, zuletzt noch Capri, der Lieblingsaufenthalt des Augustus und der Sicherheitskerker des Tiber.

Gewiß ist dieser Umblick, so reich an historischen Erinnerungen, an wechselvollem Leben, an mannigfacher Schönheit der Linien und der Perspective, schon an sich

ein immer fesselnder. Und doch giebt ihm der wunderbare Farbenglanz südlicher Beleuchtung, zwischen Himmelblau und cristallenem Meeresspiegel hin- und hergeworfen, erst seinen eigentlichsten Zauber. Denn hier hat das Meer jene eigenthümlich wohlthuende Farbe, welche sich in der blauen Grotte Capris zu einer so feenhaften Wirkung verdichtet, daß man mitten im Blau des Himmels selber zu schwimmen glaubt, und selbst wenn das homerische Purpurfarben im Spiele der wechselnden Tageslichter einmal zur vorwaltenden Geltung gelangt, erkennt man immer noch den blauen Grundton und freut sich seiner erquickenden Kühle im Gegensatz zu der Gluth der goldig beleuchteten Ufer, Gebirge und Inseln.

Rings aber strahlt zur Rechten wie zur Linken das glänzende Grün der Orangen- und Limonenbäume weit über die Grenzen der Villa hinaus, ja bis auf manche Wegstunde das ganze diesseitige Ufer bedeckend. Dazwischen die weißen Wohnungen der Massari, mit den flachen Dächern, den freiliegenden Treppen und den immer offenen Fenstern, dazwischen auch die hellblinkenden Kirchen und Klöster, die stattlichen nach allen Seiten hin in dieses Paradies verstreuten Sommerpaläste der vornehmen Neapolitaner, einzelne wie Burgen

vom hohen Ufer in's Meer hinabblickend, andere bis an die im Rücken sich hinziehende Hügelkette hinauf gebaut, umrauscht vom silbernen Laube des Minerven-Baumes, — beneidenswerthe Zufluchtsorte, wie sie Strabo, Horaz und Ovid beim Preisen der Muße an Neapels schönen Ufern im Sinne haben mochten.

Es war einer jener licht- und farbenberauschenden Abende, welche diesem Meerbusen vor vielen andern eigen sind, als zwei schweigende Lustwandler in der Pergola der Villa Benedetta auf- und abschritten, der Eine ein hochgewachsener, aber am Stocke schreitender Mann, die Andere eine jüngere Dame von mittelgroßem Wuchse. Ihr röthlich braunes, in einem Silbernetz auf den Nacken herabhängendes Haar war aus dem Gesicht gestrichen und ließ eine kräftig entwickelte Stirn erkennen, welche fast männlich ernst von der Weichheit der kaum sichtbaren Brauen abstach und die hellgraue Augenfarbe, die feinen, leise angelegten, rundlichen Gesichts- und Körperformen, ja die ganze sanfte Erscheinung bis zum Verschwinden ihrer anmuthigsten Einzelnheiten beherrschte.

Beide sahen leidend aus, beide schienen ihren Gedanken nachzuhängen, theilnahmlos für die fröhliche Pracht der sie umgebenden Natur.

Aber wenn der von Zeit zu Zeit unstät umherfahrende Blick des Mannes ein mannigfach aufgewühltes und noch nicht wieder beruhigtes Gemüth zu verrathen schien, so ließ das klare Auge seiner Begleiterin eine gefaßte, besonnen auf sich selbst ruhende Seele erkennen, deren natürlicher Friede selbst durch Angst und Sorgen nicht ganz gebrochen werden konnte.

„Sie haben Recht, lieber Freund!" nahm Clarence endlich in ihrer klangvollen Altstimme den Faden des Gesprächs wieder auf; „wenn Brissac, wie die Fürstin noch immer versichert, uns vorauseilte, um die Grenzwächter zu bestechen und uns dann verfehlte, so wird er hier allein ausfindig zu machen sein, und meine Rückkehr nach Rom könnte nur neue Wirrsale heraufbeschwören. Aber die Gastfreundschaft der Fürstin beginnt mich zu drücken. Wenn nur wenigstens Amédée antwortete. Es ist heute die dritte Woche, seit ich an ihn schrieb."

Gehrt, dessen Gedanken weit abgeschweift waren, wiederholte mechanisch die Trostgründe, welche Clarence schon früher zur Beschwichtigung ihrer Unruhe erfunden hatte.

„Ich war noch nicht genug heimgesucht worden," begann Clarence dann von Neuem, „um so großen Glückes

werth zu sein. Der Umschwung ging zu rasch, zu überstürzend rasch. O, wenn ich nur des Wiedersehens sicher wäre, ich wollte ja noch zehn Jahre meines Lebens, ohne zu grollen, in Ruhe warten. Nur die Sorge um sein Leben würde ich nicht lange mehr ertragen; die richtete mich zu Grunde."

Ihre Stimme bebte. Aber der Ausdruck ihrer Mienen blieb sanft und ergeben.

„Die Fürstin," sagte Gehrt, etwas mehr bei der Sache, doch fast schon im Tone leise sich regender Ungeduld, „die Fürstin hat, wie Sie wissen, alle ihre Verbindungen zum Wiederauffinden Brissacs in Bewegung gesetzt."

„Ich weiß! O sie ist die Güte selbst."

„Früher oder später," fuhr er fort, gelingt es jedenfalls, den Namen zu ermitteln, unter welchem Ihr Verlobter sich im Königreiche verborgen hält."

„Ich weiß! Man konnte nicht mehr thun."

„Es kommt also jetzt einzig darauf an, sich bis dahin an der Hoffnung genügen zu lassen."

Clarence seufzte wider Willen, aber sie stellte sich, als habe sie nur den Duft der rings im Aufspringen begriffenen Orangenblüthen eingesogen und suchte heiter

zu scheinen. „Blicken Sie doch einmal auf!“ sagte sie, sich mit Anstrengung von dem Gegenstande ihrer Aengste losmachend und auf die glänzende Beleuchtung deutend, welche eben Alles ringsum mit zitternden Goldschleiern überzog; „o, es ist hier so schön! Wenn er nur wenigstens in dieser Minute das Nämliche sähe und genösse! Wenn ich ihn nur lebend wüßte.“ Ihre Stimme zitterte von Neuem. „Aber da rede ich schon wieder von ihm,“ verbesserte sie sich rasch. „Sie müssen mich für grenzenlos undankbar halten! Gerade Sie! Ich sollte keinen andern Gedanken haben, als den, daß meine Freiheit mit Ihrer Gesundheit bezahlt wurde, daß Sie noch heute leidend, sehr leidend sind. Ihr schweigsamer Krankenwärter drüben —“ sie deutete nach einem am Ende der Pergola sitzenden Diener — „Ihr treuer Schatten Beppo wenigstens sollte mich immer mahnen, daß Sie um meinetwillen krank sind.“

„Es geht schon besser.“

„O nein! Sie sind nur zu aufopfernd, um mir die Last der Dankbarkeit leichter machen zu wollen. — Glauben Sie mir,“ fuhr sie kopfschüttelnd fort, „ich lese in Ihrem Gesicht mehr, als Sie verrathen wollen. Sie haben sich wenig erholt, seit ich Sie in Cisterna so grausam aus Ihrem Halbschlummer auf=

schrie, damit Sie mir rathen und helfen möchten, und doch war mir's eine so große Beruhigung, nur Jemanden anrufen zu können, daß ich in jenem Augenblick an nichts Anderes dachte. Ich ahnte freilich nicht, daß auch Sie beim Anblick der fremden Reisegenossen so bestürzt werden würden."

„Die natürliche Folge eines fieberischen Zustandes!"

„Der Schreck aber, fürchte ich, hat Ihnen gewiß vor Allem Schaden gethan. Ich hätte Ihre Ermattung besser schonen sollen. Am Tage darauf merkte ich erst, wie sich Ihr Befinden verschlimmert hatte."

Gehrt versicherte ausweichend, seine Kräfte seien vollkommen wieder hergestellt. Seine ganze Haltung jedoch schien zu widersprechen und Clarence, in der Besorgniß, ihm auch mit den Aeußerungen ihrer Theilnahme kaum wohlgethan zu haben, setzte ihren Weg an seiner Seite schweigend fort.

Nach einer Weile stummen Nebeneinanderwandelns schweiften die Gedanken der Novize wieder in der Richtung ihres Geliebten, den sie bald in der Nähe, bald in der Ferne mit ihren Hoffnungen suchte, während ihr wortkarger Begleiter zu den Kreuz- und Querfahrten von Vorsätzen, Plänen und Entwürfen zurückkehrte, welche durch das Gespräch unterbrochen

worden waren. Die Befreiung der Novize, die Flucht aus Rom, das Verschwinden Brissacs, — bei Gehrts oberflächlicher Bekanntschaft mit ihm und Clarence ein Vorfall beiläufigster Art — alles das war wie in einem Märchen an ihm vorübergegangen.

Aber gleich die ersten Fragen der Novize beim Gewahrwerden jener fremden Reisegenossen hatten ihn in die Wirklichkeit zurückgenöthigt und in eine kaum gesprengte Abhängigkeit neu verstrickt. Er war der von Benedetta erdichteten Erklärung über das Schicksal des Vermißten ohne Einrede beigetreten. Er hatte die geängstigte Novize zu beruhigen gesucht, soweit seine Mattigkeit Reden und Rathpflegen gestattete. Und wenn Clarence in ihrer Hülflosigkeit ihre Sorgen von einer Wegstrecke zur andern beschwichtigen ließ, bis endlich die Grenze hinter ihr lag und nun die unwillkommene Stellvertreterin Brissacs zur gastlichen Beschützerin werden mußte, so war Gehrts vertrauendes Beispiel Schuld an dem gefügigen Geschehenlassen der Novize.

Nun hatten Wochen des Siechthums ihm Zeit gelassen, seine veränderte Lage von allen Seiten zu überschauen.

Der erste Schauder, welcher seinen unverschuldeten

Rückfall in den Anziehungskreis jener wunderbaren Frau begleitete, war überstanden. Er hatte seine Hände nicht mit Blut befleckt. Nur der Bravo selbst hatte die That versucht und war dem abenteuerlichen Anschlag zum Opfer gefallen. Das konnte, so hatte er sich im Abrechnen mit den streitenden Stimmen seines Innern beruhigt, das konnte verschmerzt werden.

Und die Fürstin, hatte er sich weiter gefragt — war sie denn in Wirklichkeit jene dämonische Natur, über welche ein langjähriger Beobachter der großen Welt Entsetzen empfinden durfte? Mußte sie nicht mit anderem Maße gemessen werden, als der an's Gehorchen, an's Bücken, an's schweigende Folgen gewöhnte große Haufe? Brauchte sie in ihren Mitteln wählerisch zu sein, wie ein in der Schule des Gesetzes Aufgewachsener? Lebte sie nicht in einem Lande, das noch der Periode der Vulkane angehörte, unter einem Volke, das verwandte Eigenschaften pflegte und liebte, unter oder neben einem Regiment, das mit ähnlichen Mitteln — so sagte man, er selbst hatte nie danach gefragt — zu Recht bestand?

Und wenn dies Alles mit Gründen darzuthun war, welche falsche Scheu vor dem Ungewöhnlichen hielt ihn dann noch immer zurück, sich durch ein aufrichtiges

Unterstützen ihrer Zwecke zu Stellung und Geltung empor zu arbeiten? Er kam von einer Schlußfolgerung auf die andere. Ja, das Mordgeschäft hatte ihn mit Recht um seine Fassung bringen dürfen. Es war ein rauher Anfang gewesen, unüberlegt empfangen und ohne Zweifel bereits von der Fürstin selbst als ein Fehler beklagt. Aber hier, inmitten ihrer sorrentiner Duodez-Hofhaltung, hier, wo ihm ein ganz anderer Wirkungskreis verheißen schien, hier, wo sich Alles in dem ebenen Geleise des Anmuthigen, des Ziemlichen, des Glänzenden hielt, warum hier nicht die Gunst des Zufalles ausnützen?

Warum nicht das Wohlwollen der Fürstin bei Worte halten, selbst dann noch, wenn es kaum noch Wohlwollen heißen mochte, wenn er, der wirkliche, einzige Mitwisser jenes mißlungenen Complotts, aus Vorsicht und Klugheit an ihre Nähe gefesselt bleiben sollte?

Und in der That, die ganze Umgebung der Fürstin Benedetta borgte ihren bunten und reichen Schmuck dieser beschönigenden Auffassung. Was zwischen den vier nackten Wänden ihres römischen Verstecks noch Verbrechen war, hier, von dem Goldgrunde ihres prächtigen Hofstaats sich abhebend, hätte es fast Her=

ablassung, tolle Laune, Faschingsgelüste scheinen können. In dem reichen Rahmen des Luxus und der bevorzugten Stellung gewann jeder Charakterzug der Fürstin andere, belebtere, berechtigtere Farben. Ja, wer die Lehre von der Rechtfertigung durch den Erfolg bisher selbst nur ironisch als sein Glaubensbekenntniß hätte gelten lassen, hier könnte er kaum der Versuchung widerstanden haben, sie zu seiner eigenen Lebens-Philosophie zu erheben.

Denn endlich: wo gab es eine andere Rettung aus dem Chaos von Widersprüchen, die ein Vergleich mit dem freudenvollen Dasein hier in der Villa Benedetta und der Noth da draußen aufregte? Wenn drüben am Ufer von Castellamare die Galeerensträflinge in ihren canariengelben Spottkleidern, die Kette an Bein und Hand, im Sonnenbrande dahinsiechten, oft um geringer Vergehen willen, aber straffällig, weil ungeschickt im Uebertreten des Gesetzes, — da speiste man hier an der Tafel der glücklich den Verfolgern Entronnenen aus goldnen Schüsseln, trank aus silbernen Bechern, labte sich an den erquickendsten Gaumenspenden südlicher Natur, an der Würze fröhlicher, leichtlebiger, zuweilen selbst geistsprühender Unterhaltung, an den sorgenbrechenden Klängen der Musik, ja wohl gar an

Frühling, Sonnenschein und Vogellied, denn die Fürstin wußte auch empfindsame Seelen, wußte auch Jugend und Schönheit neben sich zu dulden und selbst zu fesseln und sie störte nicht, was unter ihrem gastlichen Dache einmal die Politik über das Herz vergaß.

Daneben war ein vornehmer Theil hier einsprechender Männer eine Folie, wie sie für die Fürstin, und ebenso für ihren nordischen Schützling, kaum günstiger gedacht werden konnte. Selbst in seiner leidenden Erscheinung war Gehrt ein Kraftmensch neben diesen üppig schlaffen Sardanapalen. Bewegung- und Zugluftscheu, in steter Sorge vor Schlaganfällen, ihr leidenschaftsloses und doch ewig erhitztes Blut bei jeder Wallung mit der Lanzette regulirend, in Sänften herbeigetragen, in Sänften fortgeschleppt, mit macaroniblühendem Leibe und zwei- oder drei doppeltem Unterkinn, so schienen sie müde Paschas oder doch gefällige Nachahmungen allerhöchster Vorbilder, und es gab oft Kreise um die Fürstin, in welchen sie allein des Namens Mann würdig genannt werden konnte.

Mit diesen Betrachtungen versuchte Gehrt, neben der schweigenden Novize in der Pergola auf- und abwandelnd, Gedanken minder schmeichelnder Art, Gedanken, zu denen eben Sorrento, wo ja der Vater

Arabella's wohnen sollte, in mehr als einer Richtung anregen mußte. Was war aus ihr geworden? Und hatte sie ihn denn wirklich geliebt? Gab es überhaupt ein solches Gefühl, vor Allem in jenen Kreisen? Ja, war er, dessen Herz nie laut geredet hatte, fähig, ein Gefühl dieser Art zu wecken? Er gefiel sich, so oft er Arabella's gedachte, im ungläubigen Scheinablehnen solcher Möglichkeiten und auch diesmal half ihm die gefügige Ausrede über jene verstimmende Erinnerung hinweg.

Seine Stirn, um welche seit dem ersten Wiederauftauchen der Fürstin die alte düstere Wolke hing, begann während jener Betrachtungen sich nach und nach zu entrunzeln und seine gebückte Haltung straffte sich wie unter dem Einflusse neu durchbrechenden Selbstgefühls.

„Manuela Borgani!" murmelte er zwischen den Zähnen und ein Lächeln verwischte den ironischen Zug, der seine Lippen zu umlagern pflegte. „Wenn die Fürstin kein falsches Spiel mit mir treibt, wenn sie wirklich ...." er hielt inne und schien einem Bilde nachzuhängen, das jener Name wie mit einem Zauberschlage in lebendigsten Farben ihm vor die Seele gebannt hatte. Sein Schritt ward fester, seine Wangen

überflog eine blühende Röthe. „Aber nein!“ unterbrach er dann wieder das Weben seiner luftigen Gedankenwelt, „nein! ich betrüge mich selbst! Die Fürstin hat meine neuliche Verwirrung bemerkt. Sie belauschte mich, als das wunderbar schöne Mädchen in der Ferne vorüberfuhr und mein erstauntes Auge ihr nachblickte. Sie hofft eine Schlinge aus dieser Regung zu machen, der ersten Verrätherin meines Herzens, wie sie spottete, der sie auf die Spur kam. Und wahrhaftig, aus diesem Netze gäbe es kein Entrinnen! . . .“

Er lächelte wieder vor sich hin und seine Wimpern senkten sich, als wolle er dem Bilde nachsinnen, ohne es durch die Außenwelt verwirren zu lassen.

„Nein!“ unterbrach er sich dann aber von Neuem, „nein, nein! mit solchen Preisen mögen bewährte Dienste belohnt werden. Mir Abtrünnigem, kaum Wiedergewonnenem zeigt man nur den Köder . . . Es wäre denn,“ setzte er, nachdenklich die Stirne runzelnd, langsam hinzu, „es wäre denn, daß es eine Unthat zu begehen gälte . . . daß ich . . . hm . . .“ er lachte unheimlich in sich hinein und öffnete erst nach einer Weile wieder die Lippen zu einem spöttischen: „Und warum denn sollte ich mich gegen solche Unthat sträuben?“

Clarence, welche bis dahin sein leises Selbstgespräch überhört hatte, sah mit einem furchtsamen Seitenblicke nach ihm hinauf. „Er ist noch immer in krankhafter Aufregung,“ sagte sie leise vor sich hin. „Wie er mir doch unverständlich bleibt!“

Aber Gehrts Gedanken verfolgten die Fährte, auf welche er abgeirrt war.

Es kamen ihm Worte in's Gedächtniß, welche die Fürstin in den letzten Tagen über ihre nächsten Pläne gegen ihn geäußert hatte. Nachrichten aus Frankreich ließen die baldige Verfeindung der jüngsten beiden Republiken als nahe bevorstehend erwarten. Die Tage des Triumvirats schienen schon gezählt zu sein; es war ihr fast lieb, daß jetzt ein Anschlag mißlang, dessen Gelingen in Paris vielleicht die Schale wieder nach der beschädigten Seite hätte neigen können. Um so dringender wünschte sie, daß sich Neapel den französischen Maaßnahmen gegen Rom anschließe und daß der König selbst aus seiner abwartenden Stellung in eine angreifende übergehe. Das Nämliche galt mit Bezug auf die sicilianische Revolution, der man noch immer nicht Herr geworden war.

Doch während der Abwesenheit der Fürstin hatte die Parthei des Hinausschiebens von Neuem alle

Posten bezogen, und die Fürstin fand die Fäden ihres Einflusses an mehr als einer gewichtigen Stelle durchschnitten. Man hatte sich in neue Unterhandlungen mit Lord Minto eingelassen, man hatte den König von der Säbelparthei zu trennen gewußt und bei seiner Abneigung gegen Lager- und Felddienst willige Zustimmung gefunden; man hatte endlich selbst die Bannbullen Antonelli's vorgeschützt, um den nach Portici übergesiedelten Papst und durch ihn den König zum Abwarten der unausbleiblichen Folgen jener Geschosse Petri zu überreden. Und alles das war dem dolce far niente des neapolitanischen Regiments einleuchtender gewesen, als die sturmpredigenden Gründe der abenteuerlustigen Fürstin Benedetta.

Nun galt es, auf dem Wege der Intrigue von Neuem in die verlorene Stellung einzudringen, unter der Maske der Sorglosigkeit und unter dem Geräusche von Festlichkeiten die Vorsicht der Gegner zu überlisten, vernachlässigte Beziehungen anzuknüpfen, neuen Würdenträgern sich zu befreunden und durch alle Mittel der Bestechung oder der Verführung in die Geheimnisse der laufenden Geschäfte einzudringen.

In dieses Treiben schienen die weiblichen Gäste der Villa Benedetta, wie Gehrt bald bemerken konnte,

vorzugsweise verflochten. Die Fürstin verschwieg es nicht gegen ihn. Nur Frauenhände, hatte sie gesagt, seien fein genug, um Fäden dieser Art zu spinnen und zu knüpfen, und sie hatte ihm gelobt, sein Talent in diesem Fache nie ohne solche Unterstützung in Anspruch zu nehmen.

Gehrt war, während er diesen Gedanken nachhing, stehen geblieben; immer tiefer gerieth er in die vielverschlungenen Geheimpfade hinein, denen er zum ersten Male so nahe auf die Spur gekommen zu sein glaubte und auf denen er schon die eigenen Tritte verfolgen zu können meinte.

Sein Blut jagte glühend heiß durch die Adern. Ein paar Mal griff er in wachsender Beklemmung nach der Stirn. Dann wühlte sein Geist wieder in den Minengängen weiter, über denen er so lange gedankenlos dahingegangen war.

„Endlich wenigstens ein Plan!“ redete er tonlos vor sich hin, „ein greifbarer Gedanke! Nur zu! Die Uebergangszeit dauerte schon zu lange! Diesmal soll die Fürstin sich nicht in mir getäuscht haben!“

Die Sonne war dem Untergange nahe. Es gab ringsum Farbenspiele ohne Ende, und weder das Branden der Meereswellen unten, noch das abendliche

Gezwitscher der Vögel und die gedämpft aus der fernen Villa herübertönenden Stimmen störten die stille Majestät des Bildes. Aber Gehrts Sinne waren nach innen gekehrt und wie verschlossen für die lebendige Pracht um ihn her.

Clarence hatte sich von ihm getrennt. Sie stand, im Anschauen des berauschenden Anblicks verloren, an dem Steingeländer der hohen Pergola über dem schroffabstürzenden Meeresufer. „Wie schön!“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Wie himmlisch schön! Und doch welch wehmüthiges Genießen!“

In diesem Augenblick klang Schellengeläute vom Gartenthor herüber, wie es durch die engen Seitengassen Sorrentos zu tönen pflegt, so lange ein Wagen fährt. Jetzt war es verstummt. Ein Besucher mußte am Thore halten. Clarence, immer den Einen in jedem neuen Ankömmling ersehnend, lauschte gespannt. Auch Gehrt unterbrach sein Gedankenspinnen. Er warf einen Blick nach dem in der Ferne stehenden Beppo hinüber.

„Wer mag es sein?“ fragte er, hart an die Lorbeerhecke der Pergola hinantretend und durch ihr knorriges Geäste spähend.

„Vielleicht ist's Brissac!" rief Clarence, ihn ängstlich ansehend.

„Ich meinte das Geläute zu erkennen," versetzte Gehrt lauschend.

„Sie glauben!" Und Clarence preßte die Hände jubelnd in einander. „Gott, wenn er's wäre!"

„Die Zweige sind zu dicht belaubt," sagte Gehrt, indem er von Neuem sich einen Durchblick zu brechen suchte. „Aber ja, das Geläute klingt ganz, wie neulich dasjenige der Borgani."

„Ich höre Schritte!" rief Clarence, ohne zu verstehen.

„Man kommt hierher," bestätigte Gehrt und bückte sich tiefer, um eine Lücke im Laube zu erweitern.

„Wer kommt hierher? Ich sterbe vor Ungeduld!"

„Gleich muß sich's zeigen!"

„Wer? O gewiß, Brissac wird's sein! Ist er's! Ist er's? Theurer Freund, so reden Sie doch!"

„Brissac? Ich sagte ja, die Borgani . . ." Er stockte plötzlich und trat erblassend zurück. „Gehen Sie auf die Seite!" sagte er unruhig.

„Ich?"

„Nur ein paar Schritte — dort in den Seitengang!"

Clarence sah ihn erstaunt an. „Wer ist es denn?"

rief sie, halb erschreckt und im Tone getäuschten Hoffens. „So ist er's wieder nicht?"

Aber Gehrts heftige Handbewegungen ließen sich nicht mißverstehen. Er war bis an's Geländer zurückgetreten, wie um sich zu stützen und starrte unverwandt nach dem Ausgange der Pergola. Seine Blässe wich einem glühenden Roth.

Während Clarence traurig auf die Seite wich, zeigte sich am äußersten Ende des Laubganges eine weibliche Gestalt im schwarzen Anzuge.

Der Thorwächter war ihr nachgeeilt, er machte Einwendungen, er wollte die Eingedrungene aufhalten.

Als er aber Gehrt mit entblößtem Haupte ihr entgegengehen sah, wechselte er einige Blicke mit dem schweigend in der Ferne verharrenden Wärter und zog sich grollend auf seinen Posten zurück.

Zweites Kapitel.

Lady Bronton zögerte in der Ferne. Ehe sie den Verlobten Arabella's eines Blickes würdigte, verfolgten ihre stechenden Augen die eben im Gebüsch Verschwindende, aber weder sie noch Clarence, die Tochter, welche vor funfzehn Jahren ihr genommen worden war, und um derentwillen Lady Bronton in Trauerkleidern ging, weder sie noch Clarence ahnten, wie nah das Schicksal Mutter und Kind in dieser Minute einmal wieder an einander vorüber geführt hatte.

Die Brittin blickte der ihr Fremden nach, so lange die Zweige noch rauschten. Dann wendete sie sich zu dem ehrerbietig ihr gegenüber Getretenen.

Sie sah ihm voll in's Gesicht und das Beben ihrer hängenden Locken verrieth den Sturm, der in ihr tobte.

„Mr. Gehrt," sagte sie endlich, „was haben Sie mir zu sagen?"

Die wohlbekannte Stimme schien Gehrts mühsam wiedergewonnene Haltung von Neuem zu erschüttern. Er wollte antworten, aber das Wort blieb ihm auf der Zunge kleben. Sein Auge versuchte vergebens dem ihrigen zu begegnen.

„Nichts . . ." sagte er endlich tonlos.

„Nichts?" rief Lady Bronton, im Begriffe, ihre Fassung zu verlieren. „Nichts? Spricht Scham oder Spott dies Wort? Nichts! Mr. Gehrt, ich glaube ein Recht erworben zu haben, Anderes von Ihnen zu erwarten. Warum verließen Sie Arabella? Ist sie verleumdet worden? Ist Gaston de Lille im Spiel? Wer hat Ihnen Märchen erzählt? Nennen Sie Namen! Ich verlange es! Ich bestehe darauf!"

„Mylady," sagte Gehrt, durch die Heftigkeit der ihn zur Rede Stellenden allmälig seine Besonnenheit wieder findend, „Mylady, Sie verschließen durch solche Worte meinen Mund nur noch fester. Ich wollte Ihnen und mir eine peinliche Stunde ersparen .... Jetzt ist es doppelt gerechtfertigt, wenn ich schweige."

Lady Bronton strich ihre Locken aus dem Gesicht. „Sie kennen meine verletzbarsten Seiten, Mr. Gehrt,"

sagte sie, ihren Ton mühsam mäßigend, „vergeben Sie mir, wenn meine Reizbarkeit mich hinriß. Tage großer Aufregung liegen hinter mir, noch schlimmere Tage dieser Art stehen mir bevor. Ich bin dem ersten Gefühle blind gefolgt, als ich hier zu Ihnen selbst mir den Weg bahnte. Schonen wir einander. Versuchen wir, wie alte Freunde zu reden! Welch tückischer Feind hat unsere Hoffnungen durchkreuzt?"

„Mylady," antwortete Gehrt mit wieder schwindender Sicherheit, „kein fremder Einfluß ist zwischen Sie und mich getreten. Ich bitte von mir zu glauben, was immer Ihnen glaubhaft scheint — das Schlimmste, wenn Sie wollen — aber dringen Sie nicht weiter in mich! Unsere Pfade sind geschieden und müssen geschieden bleiben."

„Sie wollen nicht mit der Wahrheit heraus," sagte Lady Bronton, ihr Auge mit verschärftem Argwohn auf ihn richtend. „Wenn Gaston de Lille nicht sein Gift in Ihre Ohren spritzte, so hat Kelly den Warner gespielt. Ich beschwöre Sie um Arabella's Willen — seien Sie ganz offen! Ich bin bereit, Ihnen mit gleicher Aufrichtigkeit zu begegnen. Was wissen Sie von Arabella? Was hat Sie bestimmt, Ihrem Worte untreu zu werden?"

„Nichts, Mylady,“ betheuerte Gehrt, „nichts, was jene Beiden oder irgend Wen — mich selber ausgenommen — schuldig erscheinen lassen könnte ...“ Er stockte, denn der Unterschied zwischen Einst und Jetzt war ihm nie so ungeheuer erschienen, als in diesem Augenblicke, wo unerschüttertes Vertrauen ihm über die gähnende Kluft die Hand entgegen zu strecken schien.

Lady Bronton hatte aufgeathmet. „Wir werden uns Zeit lassen müssen,“ sagte sie, sich auf eine Bank niederlassend. „Ich habe Sie überfallen. Sammeln Sie sich! Ich wurde erst heute durch unsern Gesandten auf Ihre Spur gebracht. Er hat Sie hier bei der Fürstin gesehen. Er selbst war's, der vor einer kurzen Stunde das Fernglas im Pavillon des Sir Philip drüben“ — sie zeigte auf eine Villa, die am nämlichen Ufer lag — „er selbst war's, sage ich, der das Fernglas auf die Pergola richtete und Ihre Nähe mir und Arabellen mit dem Augenscheine bewies . . .“

Gehrt hatte unwillkürlich nach dem bezeichneten Gartenvorbau hinüber geblickt. Er glaubte eine Gestalt an der Brüstung des Ufergemäuers stehen und in's Meer hinabschauen zu sehen. Er glaubte trotz

der verdämmernden Entfernung Arabella zu erkennen; es flimmerte vor seinen Augen.

„Mylady," sagte er endlich, mit Anstrengung die Worte herausarbeitend, „es wäre besser gewesen, Sie hätten mich nie wieder gesehen, und dennoch würden Sie nur, wenn ich redete, begreifen, warum ich so viele Güte, so viele Anhänglichkeit, so viele ... ich wage es nicht auszusprechen — Liebe hinwerfe, wie ein Uebersättigter die köstlichsten Früchte. Aber nein — ich kann, ich will nicht reden."

„Sie werden sich sammeln," erwiederte Lady Bronton, ihrer Fassung in dem nämlichen Grade wieder Herr werdend, in welchem Gehrts Verwirrung zurückkehrte. „Wenn Arabella Ihnen je etwas galt, wenn Arabella's Gefühl für Sie je so warm erwiedert wurde, wie sie es verdiente, da, hoffe ich, wird uns auch die Sprache nicht in einem Augenblicke versagen, wo jedes Mißverständniß ein Lebensglück kosten kann. Mr. Gehrt, Sie haben schon manche schlaflose Nacht Arabella's auf Ihrem Gewissen, manchen Seufzer, manche heiße Thräne — ich schwöre es Ihnen! Kommen Sie zu sich! Was steht zwischen uns?"

„Vieles, Mylady! Unaustilgbares, Unglaubliches!"

„Sie sind nicht ruhig," beschwichtigte Lady Bronton, indem ihr Auge zum ersten Male wieder nach der Richtung des Seitenganges wanderte und dann zu ihm zurückgekehrt, ihn von Neuem mißtrauisch anblickte.

„Was steht zwischen uns? — — Etwa eine andere Neigung?"

Ihre Stimme klang scharf und häßlich und wie ein Hohn kam das Wort über ihre wider Willen spöttisch verzogenen Lippen.

Gehrt schwieg. Er konnte nein! sagen, denn Arabella's Bild schien ihm in diesem Augenblicke alle flüchtigen Eindrücke der Zwischenzeit zu verwischen. Aber er zögerte, den Verdacht abzulehnen; er ließ den Argwohn wachsen, um nicht bekennen zu müssen, was sich schon fast verrathen hatte.

„Mr. Gehrt," sagte Lady Bronton, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, „in einem Punkte schienen Sie mir bisher über alle Männer, die ich kannte, hervorzuragen. Um dieses Vorzugs willen zeichnete ich Sie aus, begünstigte ich Arabella's Neigung, bestand ich mit dem aristokratischen Vater Arabella's Kämpfe, die sonst nur ein ungewöhnlicher Preis rechtfertigen kann. Sie kennen meine Meinung über die Gebrechen Ihres Geschlechts — Falschheit, Unbestand, Untreue sind die

Erbfehler desselben. Ich durchschaue das wilde Strohfeuer eines Menschen, wie Kelly, ich lese auf den Lippen eines Verworfenen, wie jener de Lille, alle Liebesschwüre, die er schon gelobte und brach. Sie schienen mir eine Ausnahme zu machen. Mochten Sie berechnend sein, engherzig, verstellungsgeübt — in Ihrem Benehmen zu unserm Geschlechte glaubte ich eine — wie sage ich gleich? — eine ursprünglich feine Zurückhaltung zu erkennen, die eine im Verkehr mit Weibern rein gebliebene, eine adlige Seele kennzeichnete. Wohlan, enttäuschen Sie mich! Sagen Sie mir, daß auch der letzte Mann, an den ich glaubte, in dem einzigen Punkte, wo meine Hebel sich stützen, nicht Stand hielt. Sagen Sie mir, daß Sie wirklich in diesen Zaubergärten Armida's, wie Fama wissen will, den Rinaldo spielen, so lange man Ihrer nicht überdrüssig ist . . . Sagen Sie mir, . . . aber nein! sagen Sie mir nichts!" fuhr sie in wachsender Leidenschaftlichkeit fort, „pfui! über Euch armselige Herren der Erde! Pfui! Ihr Anblick kehrt mir das Herz um, er macht mir Ekel!"

Gehrts Hand hatte sich krampfhaft geballt. Es schäumte in ihm und wollte in stolzem Wort losbrechen. Aber dem stolzen Worte fehlte das innere Werthbe-

wußtsein. Ein Blick von Oben hinab war Alles, was ihm zur Verfügung stand.

„Sie leugnen?“ rief Lady Bronton, die abweisende Haltung Gehrts in Worte übersetzend, als wolle sie um jeden Preis sich geirrt haben. „Sie würdigen mich keiner Widerlegung? Sie sind in keine Verhältnisse verstrickt, welche Arabella's Rechte schon verkürzten? Gut, sehr gut! Dann aber lassen Sie doch jene Fürstin, die sich Ihrem Winke gehorsam drüben im Dickicht verbarg, lassen Sie die schöne Freundin doch hervortreten? Ist sie keine Omphale, die den Herkules an den Rocken bannen möchte, warum dann verscheucht sie mein Erscheinen? Mann, ich lechze ja nach einem Worte, das mich Lügen straft!“

Das Zittern ihrer Stimme ließ den vorherigen Spott in den Klang tief innerer Bewegung umschlagen. Sie fuhr mit der Hand über die Augen. Gehrt bebte vor Aufregung.

Der milder werdende Ton begann das Siegel seines Geheimnisses zu schmelzen, er war nahe daran, ihr sein ganzes Herz zu öffnen.

„Mylady,“ sagte er endlich im stockenden Tone der Verwirrung, „Sie irren sich, wenn Sie die Fürstin selbst gesehen zu haben glauben.“

„Glauben, Mr. Gehrt? Ich sah sie verschwinden, ich sah sie dort in das Gebüsch entweichen.“

„Nicht die Fürstin.“

„Dieselbe Dame, an deren Seite Sie vorhin dem Sonnenuntergang zuschauten.“

„Nicht die Fürstin, Mylady. Ich kann es Ihnen betheuern. Nicht die Fürstin.“

„Und wenn sie es denn nicht selbst war,“ fragte Lady Bronton, von Neuem ihre Blicke in der Richtung des Seitenganges entsendend und sich gleichzeitig zu einem schmeichelnden Tone zwingend, „warum dies Geheimthum? Ich habe, durch Ihr Benehmen irre geführt, Sie einer Niedrigkeit geziehen, Mr. Gehrt. Ich will es gut machen. Geben Sie Acht. Hier spreche ich aus, was Sie mir verschweigen möchten: Sie lieben, Sie haben eine Braut. Und nun sage ich weiter: ... Mr. Hansen, ich bitte um die Gunst ihres Anblicks! In zwei Minuten,“ setzte sie mit einem frostigen Lächeln hinzu, „in zwei Minuten nehmen wir für alle Folgezeit Abschied.“

„Mylady,“ sagte Gehrt ausweichend, „ich habe keine Braut!“

„So haben Sie eine Freundin, die dem Namen Braut entgegenreift.“

„Keine! Ich gebe Ihnen mein Wort!“

„Und dennoch?“ Lady Brontons Mienen begannen wieder einem natürlicheren Ausdruck anzunehmen. — „Wunderbar! Was trennt uns denn?“

Gehrts Auge war, während seine Antworten noch ein Aussprechen hinauszuschieben suchten, von Neuem nach dem fernen Garten hinübergeschweift. Er hatte wieder Arabella's Gestalt zu erkennen geglaubt. „Was trennt uns denn?“ klang es in ihm nach, und in diesem Augenblicke war es ihm fast, als habe er Arabella in Wahrheit geliebt, ohne sich's eingestehen zu wollen.

„Mein junger Freund,“ fuhr Lady Bronton, seine Bewegung gewahrend, in dem wohlwollenderen Tone fort, mit welchem die Kunstbeschützerin ehemals den Bildhauer Gehrt Hansen auszuzeichnen pflegte, „mein junger Freund, lassen Sie mich Ihr Anwalt sein; ich sehe, Sie führen Ihre Sache schlechter, als sie es verdient. Ihr Herz — das lese ich in Ihren Augen — Ihr Herz ist noch das alte. Aber der Süden mit seinen Kunstwundern hat Sie verwirrt. Ihre Trennung von dem alten Förderer Ihres künstlerischen Strebens lastet auf Ihnen wie ein Undank. Vielleicht selbst gähren neue Gestalten in Ihrer Seele und

können doch vor neuen und immer neuen Eindrücken sich nicht bis zur schöpferischen Idee abklären. Ich kenne das! Ich habe es an mehr als an einem jungen Talente beobachtet. Das macht dann aber Manchen an sich selbst, an Lebensplänen, an Beziehungen und Verbindungen irre ... das bekehrt wohl gar zu der Ansicht unseres alten Freundes: ein Künstler dürfe keine Ehe eingehen ..."

Gehrt, in dessen Brust die widerstreitendsten Stimmen laut zu werden begannen, wollte unterbrechen. Aber das Zurückgreifen in die Zeit seines Künstlerdaseins hatte ihn zu tief erschüttert. Er konnte nicht reden. Er wendete seine Augen ab.

„Mein Zweck ist erreicht," sagte Lady Bronton schonend. „Ich habe für Arabella und — irre ich nicht sehr — auch für Sie gethan, was mein Gewissen mir gebot. Ich gehe. Kommen Sie zu sich, junger Mann! Ueberdenken Sie noch einmal, welche Zweifel Sie niederschlugen, nach welcher Rechtfertigung mich verlangte, was Sie uns waren, — was Sie uns noch sein können. Ich sage nichts mehr. Ihr Herz weise Ihnen die Wege, welche Sie und uns wieder zu einander führen."

Sie reichte ihm die Hand hin und Gehrt ergriff

sie, wie ein Ertrinkender nach dem in's Wasser herabhängenden Zweige greift.

Dann machte sie ihm ein Zeichen, daß sie nicht begleitet sein wolle und entfernte sich gesenkten Hauptes in der Richtung, in welcher sie gekommen war.

Am Ausgange der Pergola blieb sie stehen. Ihr Argwohn gegen Manneswort und Mannestreue kannte wohl zeitweiligen leisen Schlummer, aber keinen tiefen Schlaf. Es kam ihr der Gedanke, daß sie zu rasch geglaubt haben könne, weil sie glauben wollte. Es regte sich das Mißtrauen gegen jene geheimnißvolle Fremde, die sie durch's Fernglas an Gehrts Seite beobachtet und von deren Reizen die Einbildungskraft ihr auf dem Wege nach der Villa Benedetta unablässig vorgeplaudert hatte.

Wenigstens wollte sie mit Augen gesehen haben, wenigstens wollte sie die Wechselbeziehungen Beider im nahen Gegenüber auf die Probe stellen. Eine kurze Begrüßung konnte dazu genügen. Sie wendete sich und winkte Gehrt herbei.

„Eine Bitte noch!" sagte sie, als er, immer noch unter dem sichtlichen Eindrucke der eben angebahnten Sühne, ihr entgegengekommen war. „Eine Bitte noch, Mr. Gehrt. Verschaffen Sie mir die Freude, die

Hand jener fremden Dame zu drücken, die ich von Ihrer Seite verscheuchte. Ich möchte nicht ohne ein Wort der Entschuldigung scheiden. Gehen Sie," setzte sie hinzu, als Gehrt zu zögern schien; „sie wird Ihnen den Gefallen nicht versagen. Gehen Sie, mein Freund. Ich warte hier."

Gehrt schwankte einen Augenblick. Als aber Lady Bronton einen Gartenstuhl heranrückte, um sich auf demselben niederzulassen, verneigte er sich und entfernte sich in der Richtung des Seitenganges. Der Krankenwärter folgte ihm von Weitem.

Drittes Kapitel.

Eine kurze Weile war verstrichen. Die Sonne hatte sich in's Meer gesenkt. Procida und Ischia hoben sich im zartesten Violett von dem abendlich glühenden Himmel ab, der ihren Hintergrund bildete. Auf den Wellen stritten Purpur und Ultramarin um die Herrschaft und ungezählte Goldwölkchen warfen ihre langgezogenen Spiegelbilder, wie im Spiele, dazwischen.

Näherbei, fast zu den Füßen der Pergola, viele Klaftern tief, wusch und schliff das Meer in langsamen Wogenrollen rundlich glatt, was nur immer an eckigen Steinen in sein Bett hinabgebröckelt war, und das eintönige Geschäft sandte sein stoßweise kommendes und gehendes Gemurmel bis zu dem Ohre der oben Harrenden hinauf.

Dann wieder, wenn der Abendwind aussetzte, begann es in ihrer Nähe zu plätschern. Der Wasserstaub eines kleinen Springbrunnens dicht vor ihrem Sitze fand sich nach mancher Minute bunten Zersplitterns zum gerade aufsteigenden Strahle zusammen und das Becken unter ihm gab jedem Tropfen tönenden Bescheid.

Lady Brontons feingeäderte Hand perlte von den feuchten Krystallen und ihr Auge, dessen Ausdruck während des Alleinseins allmälig den beruhigenden Einfluß der friedlichen Umgebung zu bekunden begonnen hatte, hing sinnend an den durchsichtigen Wasserkügelchen, denen der Abendhimmel tausend schillernde Farben lieh.

Sie seufzte. Das anmuthige Bild des Entstehens und Vergehens, dem sie anfangs achtlos, dann mit der Lässigkeit der Abspannung zugeschaut hatte, rief Gedanken an Ueberstandenes und noch zu Ueberstehendes wach, das Eine wie das Andere nichtig, wie die perlenden Tropfen, und doch auch wieder in anderem Sinne verhängnißvoll wie ein einziges dieser Atome sein kann, wenn es einmal den Becher zum Ueberfließen bringt.

Sie beugte sich über den Rand des Beckens, um

auch die Wangen des kühlenden Staubbades theilhaftig werden zu lassen. Aber der Wind hauchte in anderer Richtung und der rasch beruhigte Wasserspiegel zeigte ihr nur ihr zitterndes Bild und das frühe Silber in ihren Locken.

„Auf dem Heimwege!" seufzte sie, sich wieder zurückbiegend und mit schmerzlich aufgezogenen Brauen vor sich hinstarrend; „auf dem müden Heimwege! Und das nun heißt — gelebt haben!"

Sie nickte wehmüthig mit dem Kopfe und vergrub dann ihr Gesicht in die Hände.

Vergangenes Glück, zerronnene Träume, fehlgeschlagene Hoffnungen wogten durch ihre Seele. Irrthümer, die mit thränenvollen Jahren bezahlt worden waren, standen wieder anklagend vor ihr. Regungen, die sie in sich ertödtet oder aus bitterem Lebensgrolle verfälscht hatte, hoben vorwurfsvoll die Hand gegen sie auf. Verstellung, Doppelzüngigkeit, Arglist, Kälte hielten als Schildknappen vor ihrem Herzen Wache, und drinnen thronte mit den hohlen Augen eines Todtenkopfes der Unglaube an eine ewige Gerechtigkeit. „Aber alles das," athmete sie endlich starren Blickes auf, „ist recht, ist gut, ist die herbe, giftige Frucht eines Baumes, der da mißhandelt wurde, alles das ist mein Stolz, meine

Wehr und meine Waffe. O gelobt sei Gott, daß er mir den Stachel ließ und die Kraft, ihn zu gebrauchen."

Sie redete noch vor sich hin, als nahende Fußtritte sie aus ihren Träumen aufweckten.

Am andern Ende der Pergola zeigte sich die Fremde an Gehrts Seite. Beide zögerten, er in sichtlicher Verlegenheit über die Haltung seiner Begleiterin, sie, die ihren Arm in den seinen gelegt hatte, in unruhigem Herüber- und Wiederfortblicken, als fürchte sie sich vor dem Näherkommen.

Lady Bronton war aufgestanden.

Sie beobachtete einen Augenblick das in der Ferne säumende Paar und alle mißtrauischen Geister regten sich von Neuem in ihrer Brust.

Dann ging sie langsamen Schrittes den Zurückbleibenden entgegen.

Als nur noch wenige Tritte zu machen waren, stand sie still. Die Fremde hatte das um ihren Kopf geschlungene Schleiertuch abgestreift, und während sie sich noch in sichtlicher Unschlüssigkeit und wachsender Bewegung mit ihm zu schaffen machte, musterte das stechende Auge der Brittin die bescheidenen Reize des ihr enthüllten Antlitzes.

Aber jetzt überflammte dieses stille Antlitz eine glühende

Röthe. Die Wimpern zuckten. Der Arm löste sich aus demjenigen ihres Begleiters. Sie ging, sie schwankte der vor ihr Stehenden entgegen und im nächsten Augenblicke fühlte Lady Bronton eine heiße Stirn auf ihre Hände pressen und brennende Thränen über sie hinströmen.

Die erste Bewegung der Erstaunten war ein fragender Blick auf Gehrt. Ehe er jedoch herantreten konnte, hatte sich auch ihr die Erregung der Fremden mitgetheilt. Ihre Lippen zitterten, ihre Augen starrten auf die röthlich braune Haarfülle in ihren Händen, sie mühte sich, das in ihnen vergrabene Gesicht der Unbekannten empor zu richten, sie beugte sich über das widerstrebende Haupt und zog die Schluchzende endlich auf eine nahe Bank zu sich nieder.

Noch einmal blickte sie Gehrt mit großen Augen an, eine Ahnung, an die sie nicht zu glauben wagte, war über sie gekommen. Ihr Herz hatte einem unwiderstehlichen Zuge nachgegeben, dem sie nicht trauen wollte, und der doch mächtiger war, als sie selbst.

„Um Gottes Willen!“ rief sie endlich mit halb versagender Stimme. „Was geht mit mir vor?“

„Räthselhaftes!“ sagte Gehrt, in rathloser Unthätigkeit dastehend.

„Kennt mich das Fräulein?"

„Mylady, Ihr Name wurde eben zum ersten Male zwischen uns erwähnt."

„Eben? Wann?"

„In dem Augenblicke, wo sie den Laubgang hier erreichte."

„Sie redeten ihr sonst nicht von mir?"

„Niemals."

Lady Bronton beugte sich über das in ihrem Schooße ruhende Haupt und streichelte es.

„Clarence," flüsterte sie fast unhörbar, als benehme ihr die Angst vor der nahenden Entscheidung den Athem. „Clarence!" wiederholte sie im Tone wachsender Bangigkeit. „Clarence, armes, verwaistes Kind! Rede, um des Himmels Willen, rede!"

Aber schon hatte ein heftiges Zittern Antwort gegeben und ehe sich Lady Bronton aufrichten konnte, erhob sich das Haupt in ihrem Schooße und zwei lichte treuherzige Augen blickten sie im feuchten Glanze rinnender Thränen an.

„Mutter, Mutter!"

Ein lange verhaltener Seufzer rang sich aus der Brust der Knieenden los.

„Sie ist's!" rief Lady Bronton, mit beiden Armen

ihre Tochter umschlingend und zu sich emporziehend. „Ich halte sie, ich halte wieder mein Kind, meine Tochter am Herzen! O, keine Macht der Welt soll sie mir künftig entreißen!" Ihre Augen strömten über. Sie lachte und jauchzte und preßte die Wiedergefundene mit Heftigkeit an die Brust. „Aber nicht wahr, Clarence?" unterbrach sie sich, „Du hast Dich vor der bösen Mutter gefürchtet, vor der schlimmen Frau, der man ihr Kind nahm, damit ihr Beispiel es nicht vergifte? O, ich weiß, das ist die Milch, mit der man Dich groß gezogen haben wird. Wenn man Dir sagte — sie heißt nicht mehr wie Du — sie heißt wieder Lady Bronton, wie sie vor Deiner Geburt hieß, frage nicht nach ihr, nenne sie nicht, mahne nicht an die Nichtswürdige — nicht wahr, Clarence, wenn man so zu Dir sprach, hast Du's glauben müssen und hast Dich wohl gar vor dem Augenblicke gefürchtet, wo das entsetzliche Weib Deine Wege wieder kreuzen möchte?"

Sie preßte die Tochter von Neuem an sich und lächelte ihr zu, als Clarence den Kopf verneinend schüttelte, geängstigt von den bitteren Worten, welche so traurige Wahrheiten aussprachen.

„Aber noch ist meine Sache nicht verloren!" hob Lady Bronton wieder an. „Noch nicht! Ich sammle,

Kind, ich sammle seit fünfzehn Jahren und ehe der Bösewicht, Dein Vater, sich dessen versieht, werde ich ihn mit Schuldbeweisen zu Boden schmettern. Du sollst ihn entlarvt sehen, so wahr Deine Mutter unschuldig verdammt worden ist, Du sollst ihn entlarvt sehen!"

Clarence faltete die Hände flehend in einander. Lady Bronton lächelte von Neuem durch ihre Thränen und küßte die Tochter auf die ernste Stirn.

„Armes Kind," sagte sie beruhigter, „und jetzt vergälle ich uns auch noch die erste frohe Stunde, die nach langen Schmerzenszeiten über uns hereingebrochen ist. Komm, stehe auf! Du sollst nicht wieder von mir! Aber wie Du aufgeschossen bist, kleine Clarence. Wie Du gescheidt ausschaust und wie die Augen doch so ganz die alten lieben herzigen Sterne sind."

Ihre Bewegung erstickte von Neuem die Stimme und sie mußte sich auf die Tochter stützen, um nicht auf die Bank zurückzusinken.

Viertes Kapitel.

„Wer ist die Dame?" klang es plötzlich im Tone der Fürstin von der Terrasse herüber. „Wer hat sie eingelassen? Geschwind, Beppo! Ich sagte es ja, daß sich fremde Stimmen im Garten hören ließen."

Und wenige Augenblicke darauf trat die Herrin der Villa Benedetta, von zwei Fackelträgern gefolgt, in den dunkelnden Laubgang.

„Wer ist die Dame, Signore?" wiederholte sie, zu Gehrt gewandt, welcher ihr zögernd entgegenging.

Sie sah ihn scharf an, als wittere sie verdächtige Absichten bei dieser Zusammenkunft. „Ich ahnte nicht, Signore, daß Sie in dieser Gegend Bekannte hatten."

Gehrt glaubte einmal wieder die Kette am Fuße klirren zu hören. Aber er unterdrückte die innere

Wallung und berichtete über den Vorgang, soweit ihm derselbe verständlich war.

Die Fürstin schien Anderes gefürchtet zu haben. Ihr Gesicht heiterte sich auf. Sie beglückwünschte Mutter und Kind und bewilligte bald darauf ohne Anstand die Bitte der Lady Bronton, Clarence schon heute aus der gastlichen Hut der Villa Benedetta entführen zu dürfen.

Sie schieden.

„War das die Fürstin selber?“ flüsterte Lady Bronton, zu Clarence gewendet, als sie, huldreich entlassen und von einem der Fackelträger gefolgt, die Tochter nach dem am Thore harrenden Wagen führte. „War sie das wirklich selber?“

„Gewiß ... Mutter.“

„Ich hatte sie mir jung und schön gedacht,“ sagte Lady Bronton, mit ihren Gedanken zu dem Gegenstande zurückkehrend, welcher sie hierher geführt hatte. „Sie ist immerhin eine majestätische Frau, aber eine Dido ist sie nicht. Wo bleibt Gehrt Hansen?“

Sie wandte sich nach der Marmor-Villa um, auf deren fackelerleuchteter Treppe der Verlobte Arabella's neben der Fürstin Benedetta noch zu erkennen war.

„Er begleitet uns nicht?“ redete sie vor sich hin.

„Er bleibt hier? Ob er doch am Ende Kunde hat ...?" Sie ließ Clarence den Wagen besteigen. „Warte auf meine Zurückkunft!" sagte sie und kehrte noch einmal auf dem Kiespfad zurück, welcher vom Thore nach der Villa führte.

Gehrt hatte sie kommen sehen; er schwankte einen Augenblick in der Vorahnung eines peinlichen Auftritts, dann stieg er die Treppe hinab und ging ihr entgegen.

Die Fürstin säumte auf der oberen Stufe.

„Mr. Gehrt," rief Lady Bronton, seine Hand fassend; „die Freude hat mich Alles vergessen machen. Was soll ich Arabellen sagen? Sie wird nicht für möglich halten, daß ich Sie fand, und daß Sie dennoch ..."

„Mylady ...." stotterte Gehrt, „wenn ich nicht jetzt schon ..."

„Nun?" Sie schien auf den Grund seiner Seele blicken zu wollen. „Nun? Nicht jetzt schon, nach drei Monaten noch nicht einmal gleich! O, ich verstehe!" Sie ließ die Hand mit Heftigkeit los und wollte sich zum Gehen wenden.

„Mylady," rief Gehrt, sie zurückhaltend, „wenn ich nicht in diesem Augenblicke schon folgen kann, wenn ich noch ..."

„Und warum zögern Sie? Warum?" Es war, als wolle Sie auf seine Lippen zwingen, was er von Arabella wußte, was ihn von ihr noch immer zu trennen schien.

„Mylady," sagte Gehrt, sich zu einem Entschlusse zusammenraffend, „Mylady, ich zögere nicht länger. Ich werde Ihnen folgen."

„Wann?"

„Vielleicht schon ..."

„Wann, Mr. Gehrt? Ich werde die Fürstin selbst benachrichtigen. Jetzt endlich bestehe ich auf vollem Aussprechen!"

Sie wollte die Stufen ersteigen, aber die Stimme der Fürstin hielt sie zurück.

„Genug für heute, Signora," klang es herab. „Ich habe Gäste im Hause, der Signore wird die Güte haben, mich in ihren Kreis zurückzuführen."

Gehrt's Wangen wurden schneeweiß.

„Principessa," sagte er, „ich stehe gleich zur Verfügung."

Dann aber zu Lady Bronton zurückgewendet, welche spöttisch ungläubig diesem wunderlichen Auftritt zuschaute, fügte er mit absichtlicher Betonung hinzu,

„binnen zwei Minuten, Mylady, bin ich an Ihrem Wagen. Gehen Sie jetzt — ich beschwöre Sie."

„Ich bitte nicht darauf zu warten," rief die Fürstin der achselzuckend wieder zum Gehen Gewandten nach, indem sie auf Gehrt einen Blick schoß, der mit dem ganzen rasch entzündeten Zorn ihres gebieterischen Naturells gesättigt war. „Ich bitte nicht darauf zu warten, Mylady. Nicht wahr, Signore, Sie vergaßen ganz, daß Sie gerade heute Abend uns unentbehrlich sind?"

Gehrts Pulse tobten wie im Fieber. Er sah sich nach Lady Bronton um, welche, ein schneidendes Lächeln auf den Lippen, sich eben langsam entfernte. Sie schien, was sie sah und hörte, für ein abgekartetes Spiel zu halten. Sie schien jedes weitere Wort zu verschmähen.

„Principessa," sagte er, mit erstickender Stimme sich von Neuem zu der Fürstin wendend, „es handelt sich um eine kurze Stunde. Ich bitte sehr, mich so lange zu beurlauben."

Die Fürstin winkte ihn zu sich herauf.

Als er vor ihr stand, eine Stufe tiefer als sie selbst, schaute sie einige Augenblicke auf ihn hinab, ehe sie sprach.

„Sie reden irre!" sagte sie dann kaum hörbar, aber selbst noch durch den gedämpften Ton ihrer Stimme klang die ganze bändigende Kraft bewußter Ueberlegenheit.

„Principessa," stieß Gehrt heraus, „überspannen Sie die Kette nicht . . . sie möchte springen."

„Sie reden irre!" wiederholte sie im nämlichen Tone.

„Noch bin ich nicht Ihr Sclave, Principessa," rief Gehrt, wild vor Aufregung, „bringen Sie mich nicht zum Aeußersten! Noch bin ich nicht Ihr Sclave!"

„Sie sind es!" sagte die Fürstin, mit vernichtendem Blick auf ihn hinabschauend. „Sie sind es, Signore, sobald Sie aufhören, mein Freund zu sein."

Gehrt wollte antworten. Aber die Augen seiner herrischen Freundin drohten wie gezückte Dolche.

Er schauderte zusammen. In dieser Minute wußte er mit Gewißheit, daß die erste Stunde ihres Vertrauens die letzte seiner Freiheit gewesen war.

Lady Bronton hatte nichts mehr vernommen. „Man hat ihn also doch gewarnt," sagte sie vor sich hin, indem sie langsam über den Kiesweg nach dem Gartenthor zurückging. „Darum allein will er Zeit

gewinnen. Darum allein muß ihn die Fürstin zurückhalten. Man hat ihn gewarnt und nun will er abwarten, ob die Warner Recht behalten werden."

Sie biß sich auf die Lippen und nahm, als das Thor erreicht war, schweigend ihren Platz neben Clarence ein.

Einen Augenblick später verklang das Schellengeläute ihres fortrollenden Wagens hinter den Mauern der nächsten Masserien.

Die Fürstin stand noch auf der Plattform; von ihr abgewendet, eine Stufe tiefer, der Gefangene, dem seine Lage zum ersten Male ganz klar geworden war.

Der letzte Abend in Rom, wo er sich von ihren Häschern verfolgt glaubte, trat wieder vor seine Seele.

Die Fürstin beobachtete ihn mit aufmerksamem Auge. Ein Zug von feinem Unbehagen milderte nach und nach den entschlossenen Ausdruck ihrer Mienen. Endlich rief sie einen der in der Ferne zum Vorschein kommenden Diener herbei.

„Aniello!"

„Principessa!"

„Ist Donna Manuela schon fort?"

„Seit fünf Minuten, Principessa."

„Ueber Castelamare?“

„Nein, Principessa, zur See.“

„Hm! ... Wie lange wird der Landwind anhalten?“

„Bis Mitternacht, Principessa. Man hört die Glocken von Santa Agata. Bis Mitternacht nimmt er's mit dem entgegenblasenden Ponente auf.“

Die Fürstin überlegte einen Augenblick. Dann trat sie eine Stufe hinab.

Gehrt hatte sich, als Manuela's Name sein Ohr traf, aufgerichtet, langsam und wie aus einem schweren Traume wachgerufen. Er blickte verwirrt in andere Richtung.

Die Fürstin sah ihn eine kurze Weile forschend an, dann legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sagte in wohlwollendem Tone: „Don Gherardo — ich habe Ihnen ein Wort abzubitten.“

Gehrt blieb abgewendet.

„Signore,“ fuhr sie fort, „ich sagte Ihnen schon früher, daß meine Heftigkeit eines ruhigen Spiegels bedürfe, in welchem ich mich rasch erkennen und wiederfinden könne. Sie sollten dieser Spiegel sein — ich hoffte es wenigstens — ich hoffe es noch. Signore, wenn wir Beide unsere Vortheile verstehen, so werde ich nie wieder nöthig haben, Ihnen die

Waffe in meiner Hand zu zeigen und Sie werden nicht wie heute in Versuchung kommen, in die scharfe Schneide hineinzugreifen."

Sie hielt inne.

Als er nicht antwortete, begann sie von Neuem: „Ich könnte, Don Gherardo, Ihr Verweilen unter meinem Dache auf Umwegen erzwingen. Sie sind in den Händen meines Arztes und die Heilkundigen haben, wie Sie wissen, siechthumverlängernde Mittel mannigfacher Art. Ich könnte in Ruhe die Zeit abwarten, wo nach langem künstlichen Hinhalten Ihre anspruchsvoll gewordenen Bedürfnisse und die wachsende Gewohnheit südlichen Wohllebens Sie von selbst an dieses kleine Paradies fesselten, wo die Aufgabe, mein Freund zu sein, Ihnen allmälig als ein erschwingbarer Kaufpreis jenes Wohllebens erschiene.

„Aber ich müßte Ihnen," fuhr sie fort, „täglich mit einer Lüge auf den Lippen gegenüber stehen und meine Natur beugt sich nur auf kurze Frist unter das Joch der Verstellung. Hier also ein Wort ohne allen Hinterhalt. Don Gherardo, so lange Sie mir als aufrichtiger Genosse zur Seite stehen, so lange athmen Sie die Luft der Freiheit und alle Ihre Wünsche und Begehren sollen bei mir einem offenen Ohr und einer

nimmer geschlossenen Hand begegnen. In dem Augenblicke aber, wo Sie sich mir zu entziehen versuchen oder auch nur ein Wort des Verraths über Ihre Lippen kommen lassen, — ich warne Sie, damit wir unser Bündniß nie wieder leichthin in Frage stellen — in demselben Augenblicke, Signore, sind Sie vogelfrei. Und säßen Sie auf den Stufen des königlichen Thrones," fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, „mein Arm würde Sie zu erreichen und stumm zu machen wissen."

Gehrt hatte regungslos dagestanden. Die bis dahin unsichtbar gewesene Kette, an welcher er geschlossen lag, begann einen Ring nach dem andern zu zeigen. Er blickte die Fürstin an und war im Begriffe, zu antworten, als ein Geräusch hinter der Porphirvase am Fuße der Treppe ihm die Nähe eines Dritten verrieth.

„Bist Du's, Beppo?" fragte er, sich in der Richtung der Vase umwendend.

„Zu Befehl, Excellenza!" klang es in der rauhen Stimme seines unentrinnbaren Krankenwärters zurück.

„Principessa," sagte Gehrt bitter, „ich verstehe."

Die Fürstin ließ ein paar Secunden verstreichen,

als wolle sie dem Gefühle der Unfreiheit Zeit gönnen, Gehrts Seele völlig zu durchdringen.

Dann sagte sie, in einen leichteren Gesprächston hinüberlenkend, „und nun, lieber Freund, eine Frage und einen Vorschlag. Fühlen Sie sich kräftig genug, mich noch heute Abend an den Hof zu begleiten? Ich werde Sie dem Könige vorstellen lassen. Aber das ist nur eine traurige Komödie und heute vor Allem würde ich Sie nicht damit plagen, gäbe Ihnen diese Vorstellung nicht die Freimarke zu etwas minder Alltäglichem. Sie willigen ein?" fuhr sie lächelnd fort. „Gut, ich weiß, Sie werden unser Freundschaftsverhältniß morgen mit helleren Augen ansehen."

Und zu einem der Schiffer gewendet, welche unter dem letzten Seitenbalkon der Marmorvilla im Scheine des aufgehenden Vollmondes Mora spielten, rief sie: „Die Barchetta, Andrea! tummele Dich! Wir wollen doch sehen, wer bessere Segel am Mast hat, wir oder Donna Manuela."

Eine Viertelstunde später schäumte die schlankgebaute Yacht der Fürstin Benedetta durch die salzige Fluth. Der Wind hatte die Prophezeihung des wetterkundigen Aniello nicht Lügen gestraft. Er blies

frisch in die gelbweißen Segel und seine Stetigkeit gestattete eine volle Entfaltung aller Leinwand.

Die Nacht war hell und ganz so frühlingsmild, wie sie in diesen Breiten schon hin und wieder im Spätwinter zu sein pflegt, und der bald in dem Kreise des unbeschäftigten Schiffsvolks sich erhebende Gesang gab der Fahrt auch von dieser Seite eine muntere Färbung.

Am entgegengesetzten Ende der Barchetta, zwischen Mast und Steuer, wohin das umherstaubende Meeressalz seltener drang, standen die Begleiter der Fürstin auf den mit Decken und Polstern belegten Seitenbänken.

Sie selbst ruhte in dem dazwischen freibleibenden Raume auf einem über den Boden gebreiteten persischen Teppich, dessen gewaltiger Umfang zu drei- bis viermaligem Umwickeln ausreichen mochte.

Ihr Beichtvater, ein wohlbeleibter, soldatischblickender Vierziger, unweit ihres Hauptes sitzend, verfocht mit vielem Humor das seinem Amte ausnahmsweise zukommende Vorrecht einer Cigarette und hielt bei diesem von der Fürstin mit ebenso viel guter Laune bestrittenem Thema sie selbst und die Nächstsitzenden in unermüdlichem Wort- und Witzgeplänkel. Von Zeit

zu Zeit unterbrach er den Strom seiner neckischen Beredsamkeit durch den kurz abschneidenden Versuch, im Schutze seiner Kapuze die längst bereite Cigarette trotz allem Widerspruche anzuzünden. Aber wie beim Moccoli-Feste mühten sich sogleich von allen Seiten Hände und Taschentücher, sein Zündholz auszublasen, und wenn es gelang, wiederhallte das schwindende Ufergeklüfte von dem Gelächter der in dem Spiele Sieger Gebliebenen. Um diese harmlose Posse tummelte sich die Leichtlebigkeit des Südens so unermüdlich, als gelte es dem Prometheus selber seinen Funken streitig zu machen, und ein vergnüglicher Zuschauer hätte dem Doppelreiz der Beleuchtung und dem belebten Mienenspiel der Betheiligten — und es gab unter ihnen sehr liebliche Gesichterchen — auch bei der Nichtigkeit des ganzen Gegenstandes schwerlich widerstanden.

Aber Gehrt war ein Zuschauer minder theilnehmender Natur. Er saß in der Nähe seines schweigend am Maste lehnenden Wärters und blickte mit den gemischtesten Empfindungen bald nach der Gegend zurück, wo Arabella weilte und in diesem Augenblick vielleicht das letzte Gefühl für ihn aus ihrem Herzen riß, bald vorwärts auf das näher rückende Neapel und auf die erleuchteten Fenster des Palazzo Reale, wo nach der

Meinung der Fürstin sich der Krampf seiner Seele lösen sollte.

„Don Gherardo sahen Neapel noch nicht?“ hörte er sich endlich, während das Moccolispiel noch fortging, durch eine weibliche Stimme angeredet. Es war eine der neben ihm sitzenden Gesellschaftsdamen der Fürstin, eine früher schon zuweilen ihm im Gespräch nahe gekommene Marchesina di Sogliani, etwa fünfundzwanzigjährig, fein von Zügen, aber klein von Wuchs, ohne andere Reize als diejenigen eines wunderbar großen schwarzen und langbewimperten Augenpaares, dessen Wirkung weder durch die Nachlässigkeit ihres Dialekts noch durch die unschöne Hast ihrer Bewegungen völlig zu beeinträchtigen war.

„Signore sahen Neapel noch nicht?“

Gehrt verneinte mit höflichem Dank.

Sie schien anzunehmen, daß Gehrt eine dauernde Begleiterstelle bei der Fürstin einnehmen werde und wartete einen Augenblick auf eine dahin deutende Erwiderung, deren Ausbleiben sie übrigens nicht entmuthigte.

„Ich bin selbst,“ fuhr sie fort, „auf diesem Wege zuerst nach Neapel gekommen und erinnere mich noch recht gut, auf wie viel Dinge mich der Majordomo

der Fürstin bei jener Gelegenheit im Fluge aufmerksam machte. Er kam heute Abend von Amalfi zurück. Sie sahen ihn schon?"

Gehrt verneinte abermals.

„Don Francesco ist ein umgänglicher Mann," hob die Marchesina von Neuem an. „Sie werden sich leicht mit ihm stellen. Aber vielleicht möchten Sie wissen, was mir der liebe alte Herr damals Alles zeigte? Haben Sie gute Augen? Es ist so wunderbar hell, daß man die Witz- und Phosphor-Raketen des Padre Ugolino vor lauter Freude an der köstlichen Mondnacht beinahe nicht nach Gebühr zu würdigen im Stande ist. Sehen Sie die Kirche drüben," fuhr sie fort, ohne einer weiteren Aufmunterung zu harren, „die mit dem blinkenden Punkte auf der Thurmspitze? Sie stammt aus dem Pestjahre 1656, wenn mein Gedächtniß mir keinen Streich spielt — ja aus 1656 —" bestätigte sie, an den Fingern zählend, — „neun Jahre nach Masaniello's kurzem Regiment ... es war doch ein toller Bursche, dieser Fischerherzog."

Ein rascher Blick ihres dunklen Auges streifte bei diesen Worten Gehrts Antlitz und strich dann über die Fürstin fort, welche dem Padre eben eine halbe — ma certo nur eine halbe Cigarette zu rauchen bewilligt hatte.

„Ich habe," fuhr sie fort, „mir oftmals den Kopf über die Frage zerbrochen, was aus diesem unglücklichen Lande geworden wäre, wenn damals der Makrelenfänger sein Wesen länger fortgetrieben hätte. Denken Sie, Signore, einmal hatte er den Einfall, um dem geheimen Waffentragen vorzubeugen, alle Mäntel zu verbieten. Selbst der hochwürdige Cardinal Erzbischof mußte sein weites Gewand zu Hause lassen und den Weibern verbot er gar die Guardinfant-Röcke. Sie lachen? Aber ich versichere Ihnen, die Historie ist authentisch. Kein Reifrock wurde geduldet. Es wird Einem ordentlich bang um's Herz, wenn man an solche Ausbünde von Tyrannei denkt."

Sie stellte sich als überlaufe sie ein Schauder, und wie sie vorhin Gehrt ein Lachen zugeschrieben hatte, das ihre eigene Erfindung war, so knüpfte sie jetzt an Fragen, die er nicht that, Antworten, deren Zweck er kaum zu errathen vermochte. „Ob man in dieser Ferne," sagte sie, „das Thor erkennen könne, wo Masaniello's Weib beim Mehlschmuggeln ertappt und dann acht Tage lang gefangen gehalten worden war, bis der spätere Lazzaroni-König sie befreite? Allerdings, Signore, wenn es nur noch am alten Platze stände. Aber es ist längst nicht mehr da, und

wer hält sich auch gern bei solch unbehaglichen Erinnerungen auf! Der Majordomo freilich hat mir damals seinen ganzen topographischen Rosenkranz vorgebetet und dies und das ist mir noch im Ohre haften geblieben. Links z. B. von der runden Kirchenkuppel Santa Francesco di Paola — folgen Sie meinem Finger, Signore — links davon war die Stelle, wo das erste Zollhaus von den drolligen Ohnehosen in die Luft gesprengt wurde. Dicht daneben warf man den berühmten Sonnenschirm des Regenten aus dem Fenster — der arme Herr litt am chronischen Sonnenstich — noch weiter rechts standen die bald darauf von Masaniello eingeäscherten vierzig Paläste des Adels. Vorn am Strande exercirten die hochgeschürzten Amazonen des Aufruhrstifters. Dann aber — Sie müssen meinem Finger folgen — drüben im Alba-Saale des Palastes warf er sich unverhofft dem bebenden Vicekönig zu Füßen. Man sagt, weil er sich plötzlich seiner nackten Beine schämte. Beim Posilipp — weiter links, Signore — sprengte er nach jenem berühmten Austerngelage — Sie wissen, Allegri beschrieb es in groß Folio — mit seinem Apfelschimmel in's Meer hinein. Auf der Kanzel der Santa Maria del Carmine — immer in der Richtung meines Fingers — begann er eine Predigt über die

Welterschaffung mit der Darstellung des wirklichen Adam . . . Aber, Signore, Sie fragen mehr, als sich beantworten läßt," unterbrach sie sich, nach Luft schnappend, „jetzt geht mir wahrlich der Athem aus."

Gehrt zuckte die Achseln. Die kleine Marchesina lachte und streifte wieder die Fürstin mit einem flüchtigen Blicke, um sich, als sie diese nach einer andern Seite hin beschäftigt sah, von Neuem, aber leiser, zu ihrem wortkargen Nebenmanne zu wenden.

„So muß man hier zu Lande schwatzen," hob sie gedämpft in der vorherigen leichten Plauderweise an, „so muß man schwatzen, wenn man nicht behorcht sein will. Signore," setzte sie noch leiser hinzu, „wir sehen uns noch im Palaste. Hier nur das Eine: ich stand am Fenster, als Sie vorhin auf der Treppe um Urlaub baten. Wenn meine Pläne nicht durchkreuzt werden, so verhelfe ich Ihnen heute noch zu einem Urlaube und zwar zu einem über die Grenze . . ."

Sie lachte plötzlich in ihr Taschentuch hinein und zog den während des Redens wieder in der Richtung nach Neapel ausgestreckten Finger ein, als habe Gehrt sich eine galante Aufmerksamkeit gegen denselben erlaubt und dadurch ihren launigen Geschichtsvortrag unterbrochen.

„Dem Don Gherardo ist nicht im Mindesten zu trauen," rief sie, indem sie von Gehrt wegrückte und dann den neben ihr Sitzenden, auf deren neckende Fragen, die Arglist des schweigsamen Cavaliers in den unglaublichsten Farben schilderte. „Ihm ist durchaus nicht zu trauen, Principessa," rief sie nach der Fürstin hinüber. „Er beißt wie ein Thunfisch! Per Dio. Principessa, der Witz des Pater Ugolino hat nicht halb so spitze Zähne!"

Der Pater parirte mit guter Laune und während der nächsten fünf Minuten sah sich Gehrt, ohne daß seine wenig dazu ermunternde Haltung es ändern konnte, in das ausgelassenste aller Scherz- und Lachturniere verwickelt, womit die Fürstin über müßige Stunden hinwegzukommen liebte.

Endlich fanden die ruhelosen Geister einen andern Spielball und Gehrt konnte unbeachtet dem wunderlichen Vorfalle nachsinnen.

Was war die wirkliche Absicht des geheimnißvollen Winkes? Die Sogliani gehörte zu der allernächsten Umgebung der Fürstin. Ihre Lebhaftigkeit, ihre Unermüdlichkeit in der Unterhaltung, ihre Gewandtheit im Anknüpfen mit jeder Art von Persönlichkeit, ihre Leichtfertigkeit selbst — denn kein Ton, sagte man,

verletzte sie, kein Abenteuer stieß sie zurück, keine Intrigue verwickelte sie in wahre Herzensbeziehungen — Alles schien sich zu vereinigen, um ihr unter den Gesellschaftsdamen der Fürstin Benedetta eine nicht gewöhnliche Stellung zu sichern. Dabei schützte ihr nichts weniger als schönes Aeußere sie vor Neid und Mißgunst, ja vor allzu ernstlich gemeinten Bewerbungen, und wenn in dem summenden Getriebe, welches den kleinen Hofstaat der Fürstin Benedetta zu Zeiten umschwirrte, mehr als eine leichtgeschürzte Tändelei sich zu unlösbaren Wirrnissen verknotete, so schien einzig die Sogliani das Geheimniß zu besitzen, in keiner solchen Zufallssprenkel Federn einzubüßen.

Was konnte eine so geartete Natur plötzlich bewegen, sich als Gehrts Helferin zu entlarven? Theilnahme? Warum ihn dann nicht vielmehr fesseln? Die Absicht, sich in sein Vertrauen einzuschleichen? Warum dann eine so gefährliche Minute zu einer Anknüpfung wählen? Ein Auftrag der Fürstin, ihn auszulauschen und seinen etwaigen Fluchtplänen eine ihr ergebene Mitwisserin zu gesellen? — Gehrt blieb mit seinen Auslegungen an diesem Widerhaken seiner zweideutigen Umgebung hängen. Das schien die denkbarste Erklärung.

Es gab noch eine Deutung, auf welche ein mehr

politisch geschulter Kopf in ähnlicher Lage mit Recht oder Unrecht verfallen wäre.

Eben in jener Zeit hatten die wiedererstandenen Carbonari in allen Schichten der Gesellschaft ihre geheimen Vertreterinnen und namentlich der Hof von Neapel war während des damaligen sicilianischen Aufstandes von den Sendboten der norditalienischen Unitarier umlauscht. Eben in jener Zeit, wo die Brandschatzungen Haynaus in Ferrara die Ungeduld der Bewegungsparthei auf's Aeußerste gebracht hatten, wo Livorno sich von dem unter Oesterreichs Siegen gedemüthigten Piemont losriß und sich der römischen Republik anschloß, wo der Löwe von San Marco einmal wieder Blut gekostet hatte und sich nach langem Schlafe aufrichtete, wo die Arnostadt dem habsburgischen Erz-Herzoge ein allzubrennender Boden schien, um länger auf ihm auszudauern, und wo die aller Orten electrisch überladene Luft sich zu dem einen gewaltigen Gewitter zusammenzog, das wenige Wochen später in den Ebenen Novaras unter dem Kanonendonner Radetzky's für ein weiteres Jahrzehent alle Hoffnungen Italiens zu Boden schmettern sollte, eben in jener Zeit des Va banque-Spielens suchten die Partheien sich jede Persönlichkeit streitig zu machen, welche durch ihre Verbindungen oder durch

ihre Nationalität irgendwie zu brauchbaren Werkzeugen werden konnten. Eben in jener Zeit endlich lenkte diejenige Flagge, welche Siciliens Revolution begünstigte, auf jeden Angehörigen dieser Flagge, auch jeden scheinbaren oder wirklichen Britten, vor allem auf die hoffenden Blicke der Einheitsverschworenen. Wenn die Sogliani zu Letzteren gehörte, — und sie war ja Lombardin — so konnte sie eine Annäherung an den vermeinten Britten, Don Gherardo, aus Gründen mannigfacher Art erstreben.

Aber Gehrts Gedanken kreisten nicht in so beobachtender Höhe und das ungelöste Räthsel blieb wie ein lastendes Gewicht auf dem Grunde seiner Seele liegen.

Fünftes Kapitel.

Kurz vor Neapel hatten die Segel sich zu schlaffen begonnen. Die Ruderer mußten heran und in gemessenem Tacte tanzte nun die zierliche Yacht über die durchsichtig glatte Wasserfläche.

Unter den immergrünen Eichen der Villa Reale war es schon nächtlich still geworden. Am Ufer von Santa Lucia dagegen drängte sich's noch laut und bunt durcheinander und die an vielen Stellen in die Nacht hinausflackernden Feuer verriethen, daß auch die ambulanten Garküchen dieses volkswirthschaftlichen Boulevards noch in vollem Gange waren.

Nicht weit davon verkündete ein heller Wiederschein im Dunst der Stadt die Stelle, wo der königliche Palast mit hundert flammenden Kronleuchtern die Gäste des heutigen Faschingsballes herbeirief.

Inzwischen war die Yacht an der großen Hafentreppe angelangt; dann hatte man Sänften bestiegen, reichvergoldete Zimmerchen mit rothseidenen Vorhängen vor den Fenstern und schwankenden Federbüschen an den vier Dachecken, und endlich verrieth das Verstummen des vom Toledo und von Santa Lucia herübertönenden Straßenlärms, daß der innere Hof des Palazzo Reale erreicht worden war.

Diener liefen durcheinander, Gäste kamen und gingen. Es drängte sich in geschäftigem Müßiggange Stufe auf, Stufe ab, und erst als die fürstlichen Läufer Platz gemacht hatten, war es möglich, die breite, teppichbedeckte Gallatreppe zu ersteigen.

Auf der Treppenkanzel prangte in einem Walde von Myrthe und Lorbeer die aus dem Museo Burbonico herübergeschaffte Minerva, welche vor Zeiten als Portraitstatue des Königs Franz von jedem Vorübergehenden den Huldigungszoll einer Begrüßung forderte und auch hier durch ein flüchtiges Verneigen der Fürstin und ihrer Begleiter geehrt wurde.

Etwas weiter hinauf ruhten, durch das Ungeschick der Festordner hinter blühenden Kamelien- und Orangenbäumen fast völlig versteckt, die Colossalstatuen des Tajo und Ebro.

Gehrts Blicke wollten hier wie dort unwillkürlich haften bleiben, aber er zwang das Haupt in andere Richtung. Der Zauber der abgeschworenen Kunst, wie ihn derselbe in der Casa di Moustier umstrickt hatte, durfte heute keine Macht über ihn gewinnen.

Inzwischen war die Fürstin und ihre Begleitung im ersten Stockwerk angelangt, wo Wand- und Decken-Fresken, chinesische Seiden-Tapeten und kostbare Gobelins einander den Rang streitig machten, und nun umwogte sie's in allen Trachten, in allen Sprachen.

Während des Winters pflegte die Majestät beider Sicilien ihre prächtigen Räume von Zeit zu Zeit auch den in Neapel verweilenden Fremden zu öffnen. An diesem Abend ließ das Gedränge in allen Sälen, Zwischenzimmern, Vestibulen und Corridoren auf den ersten Blick einen Act solcher Gastlichkeit erkennen. Es war der letzte Hofball der Saison und alle Gesandten hatten von dem ihnen bewilligten Einführungsrechte reichlichen Gebrauch gemacht. Es rauschte und strahlte ringsum.

Die Begleiter der Fürstin waren auf ein ihnen gegebenes Zeichen zurückgeblieben. Nur Gehrt hatte sich nicht entfernen dürfen. Dennoch schien Vorsicht weniger als Versöhnlichkeit die Fürstin zu dieser Aus-

zeichnung zu bestimmen. Er war der Gegenstand aller ihrer Aufmerksamkeit und wurde durch sie in die Einzelnheiten des Festes, in die Rangordnung der ihnen Begegnenden und ehrerbietig Platzmachenden, ja in Alles, was einem Neuling irgend wissenswerth erscheinen konnte, mit gefälliger Ausführlichkeit eingeweiht. Die Liebenswürdigkeit ihres zwanglos herablassenden Wesens umstrahlte sie wieder einmal in ihrer ganzen Unwiderstehlichkeit, und alle Bitterkeiten, welche Gehrts Gemüth vergiftet hatten, vermochten nichts gegen jene mit spielender Vollendung gegen ihn gebrauchten, ihrer eigensten Natur abgeborgten Waffen.

Nach mancher Viertelstunde solchen Umherschlenderns inmitten der blendendsten und sinneverwirrendsten Umgebung — denn alles Schöne und Glänzende schien hier erst zu seiner vollen Geltung zu gelangen — nach manchem vertraulichen Fingerzeig und manchem vertrauenbezeugenden Worte hielt die Fürstin plötzlich inne. Ein hagerer Mann von etwa fünfzig Jahren mit einer Falkennase und zwei in verschiedene Richtungen blickenden Augen, die Brust mit Bändern und Sternen bedeckt, machte sich sogleich aus einer leise flüsternden Gruppe los und stellte sich der Fürstin zur Verfügung.

„Ich suchte Sie seit Langem, Conte," sagte die Letztere lächelnd. „Mein junger Freund ist der Majestät noch nicht vorgestellt. Verpflichten Sie mich, indem Sie beim Ceremonienmeister das Nöthige veranlassen. Hier also," setzte sie vorstellend hinzu, „Don Gherardo, il Cavaliere di Londra — und hier der mächtigste Mann des Königreichs, il ministero della Polizia — die rechte Hand unseres königlichen Herrn selbst."

Gehrts Wangen färbten sich höher. Der Mann mit der Falkennase hatte sich verneigt und sagte dem ihm Vorgestellten in unverständlichem Englisch einige wie es schien verbindliche Worte, während er ihn zugleich in's Auge faßte, als nehme er im Fluge das Signalement zu einem Steckbriefe. Dann zeigte er zwei Reihen tadelloser Emaille-Zähne und zog sich beim Weiterschreiten der Fürstin wieder in die flüsternde Gruppe zurück.

„Don Gherardo," sagte die Fürstin, zu dem ihr Folgenden gewendet, „dies war hier die letzte unvermeidliche Förmlichkeit. Erfrischen wir uns jetzt, bis man Sie rufen wird."

Sie waren an ein Büffet getreten und im nächsten Augenblicke knallten die Champagnerkorke.

Gehrt trank gedankenlos den perlenden Sect. Sein Blut kochte. „Neue Ketten, neue Riegel," tönte es in ihm. „Um dieses Mannes willen also bin ich hier! Das war die Vorstellung, die nicht länger hinausgeschoben werden durfte. Jede Flucht ist jetzt unmöglich. Man wird mir schon auflauern."

Er trank von Neuem, die letzten Stunden lasteten mit einem so unerträglichen Druck auf seinem Geist, daß er Zerstreuung suchte. Er ließ es geschehen, daß nochmals und dann noch einmal der crystallene Becher gefüllt ward, während die abseits im Gespräch verziehende Fürstin ihn über anderen Begegnungen vergessen zu haben schien.

Allmälig begann das Treiben ringsum ihn aufzuregen. Der Lichterglanz, das festliche Gepränge, die sorglose Heiterkeit der Musik, die blendende Schönheitsfülle, welche ihn umwogte und häufig auch ihm Aufmerksamkeit zollte — Alles stürmte auf ihn ein und machte ihn schwindeln. Er war beinahe mit allen Sinnen in der bewegten rauschenden Wirklichkeit, als die Fürstin nach mancher Begrüßung und oberflächlichen Anknüpfung sich wieder zu ihm zurückwendete und er nun an ihrer Seite dem Thronsaale sich näherte. Noch aber hatten sie denselben nicht erreicht,

als die Fürstin auf einmal den Arm ihres Begleiters festhielt. Zugleich rief sie mit funkelndem Auge: „Haben Sie gesehen? Das war sie ja!"

„Wer, Principessa?"

„Da drüben gerade unter dem Kronleuchter — jetzt wirft sie das Haupt zurück. Nun?"

Gehrt folgte ihrem Blicke. Sein Auge haftete auf einer jener echt südlichen Erscheinungen, deren Anblick an die betäubende Pracht einer tropischen Blume in ihrem plötzlichen Knospensprengen und ihrem raschen Sonnenerliegen gemahnt.

„Nun?" lächelte die Fürstin. „Aber Sie erkennen nicht, wer es ist? Ah, Sie sahen Manuela bisher nur mit dem Schleier überm Haupte."

„Manuela?" stotterte Gehrt.

„Wer anders? Nicht wahr, Sie sahen die Contessina nur das eine Mal im Wagen?"

„Sie wäre es wirklich?"

„Wer sonst? Aber Ihre Erwartungen flogen wohl noch höher?"

„Sie ist weit schöner, Principessa, als ich es für möglich hielt," sagte Gehrt, kaum noch die Frage zu hören fähig. „Das endlich ist der Süden! Gott, welcher Zauber!"

Er strich mit der Hand über die Augen, denn es war ihm, als rede er im Rausche. Aber nein, er spielte ja nur mit der Fürstin. So schwärmte er ja nur zum Schein. Galt es nicht sorglos zu scheinen, galt es nicht, sie zu überlisten? Die kurzen Augenblicke, wo sein Pulsschlag in einen heftigen Tact umzuschlagen drohte, waren ja nichts anderes, als die gelungensten Momente seines wissentlichen Spiels.

So redete er sich ein. Er lachte vor sich hin und schaute dann wieder bewegt nach der jungen Borgani hinüber. „Armes Kind!" sagte er endlich. „Armes Kind, wie willst Du so viele Schönheit hüten!"

„Mit sechszehn Jahren," dämpfte die Fürstin, sich von Zwischenansprachen von Neuem zu Gehrt wendend, „mit sechszehn Jahren ist eine Neapolitanerin kein Kind mehr. Sie hätten Manuela vor zwei Jahren sehen sollen. Poverina! Sie härmt sich. Sie wird rasch verblühen."

„Verblühen, Principessa?" rief Gehrt, von Neuem die in der Ferne noch Erkennbare mit seinen Augen verfolgend. „O nein. Principessa — die Natur ist verschwenderisch, aber so vergeudet sie ihre schönsten Gaben nicht. Unter jenem vollen, krausen, scheitellosen, braunen Haar in seiner trotzigen Naturwildheit thront

etwas Gefestetes, das in seiner Linienreinheit dem Zahn der Zeit spotten darf. Das Haupt hält Stand!"

„Gehen wir weiter!" sagte die Fürstin mit leisem Spott.

„Dies Haupt, Principessa," begann Gehrt von Neuem, „würde nicht einmal einen Schmuck im Haar vertragen. Jede künstliche Zuthat müßte unglaublich entstellen. Wahrlich, man meint einen weiblichen Simson zu sehen!"

„Sie schwärmen!" lachte die Fürstin. „Wenn Sie etwas erfahrener im Weiberputze wären, so wüßten Sie, daß dieses Köpfchen in seiner nackten Schönheit nur deshalb wirkt, weil das prächtige Brokatgewand, die reiche Agraffe, das rothe Bouquet auf ihrer Brust, die breiten Armspangen, der demantblitzende Gürtel, weil Alles, sage ich, auf den Gegensatz von Ueberladung und Schmucklosigkeit berechnet ist. Kommen Sie, Don Gherardo," fuhr sie fort, „ich merke, Sie haben noch gar viel Enttäuschungen im Leben zu bestehen. Kommen Sie!"

„Wohin, Principessa? Nur noch einen letzten Blick. Welche Lieblichkeit!"

„Zur Vorstellung. Es ist jetzt eben möglich, anzu-

ommen.“ Und sie zog ihn in den menschengefüllten Empfangssaal.

Der wohlbeleibte König, neben der Königin stehend und von Damen und Herren des Hofes im Halbkreise umgeben, lehnte mit dem Rücken gegen eine colossale etrurische Vase, welche der antiken Mosaikplatte eines reichvergoldeten Tisches als Auffsatz diente. Der Spiegel hinter ihm verrieth eine schimmernde Glatze, und den scheinbar noch mit Fülle der Gesundheit prahlenden Wangen, welchen sich ein mächtiges Doppelkinn gesellte, widersprach schon eine gewisse Mattigkeit des Auges. Die Stirne war wenig entwickelt, der ganze Gesichtsausdruck ohne hervorragende Charakterzüge, es fehlten die Furchen tiefer Gedanken, aber auch die Härte des gebornen Tyrannen. Am eigenthümlichsten vielleicht wirkte jenes fast manirirte Hervortreten des Rundlichen in allen Theilen seines Gesichts, wie sich's, ohne dem Ganzen doch eine Vollmondsform zu geben, allenthalben in selbstständig sphärischen Abtheilungen hervordrängte, wo immer nur die Fülle zum Ablagern Platz gefunden hatte.

Aber die wenigsten zu einer ehrerbietigen Verbeugung an der Majestät Vorübergeführten fanden Zeit zu solchen Beobachtungen. Der Ceremonienmeister

eilte, die ermüdende Förmlichkeit abzukürzen. Es kam meistens zu nichts Anderem, als zu einer Verneigung einerseits und einem huldreichen Kopfnicken andererseits, und nur wo die Majestät durch ihre Umgebung auf eine Persönlichkeit besonders aufmerksam gemacht wurde, verließ sie die etrurische Lehne auf einige Augenblicke, um im traditionellen Tone fürstlicher Undeutlichkeit begrüßende Worte zu äußern.

Als Gehrt, nach fast unbewußt erledigter Vorstellung, an dem entgegengesetzten Ende des Saales sich nach der Fürstin und noch mehr nach Manuela umsah, streifte sein Auge im Gedränge die kleine lombardische Marchesina, welche ihm in der Barke so bedeutsame Winke gegeben hatte. Sie schien mit koquetter Spielerei die Artigkeiten eines nicht unansehnlichen aber geckenhaften Mannes abzulehnen, dessen weiße Augenbrauen das jugendliche Lockengekräusel seiner braunen Perrücke auf's Ergötzlichste Lügen straften. Je mehr sie aber abwehrte, desto verbindlicher wurden seine Mienen, und als das Paar im Gedränge wieder verschwand, hatte der gebrechliche Cavalier den zierlichen Arm seiner Dame eben nochmals in den seinigen gezogen.

Dennoch kam sie kurz darauf allein wieder zum

Vorschein, diesmal um auf dem höchsten Treppenabsatz sich dem Winke einer abseits Stehenden zur Verfügung zu stellen, in welcher Gehrts vergebens nach Manuela ausspähender Blick die Fürstin zu erkennen glaubte. Beide blieben eine Weile im Gespräche beisammen und Gehrt sah sich seit Langem zum ersten Male, scheinbar wenigstens, völlig unbewacht. Aber kein Fluchtgedanke zuckte durch seine Seele. Wenn er jetzt auch das Freie zu gewinnen suchte, wenn er, der Warnung spottend, das erste Vertrauenszeichen der Fürstin nützte, um ihr zu entrinnen ... wann, wo und wie würde er dann Manuela wiedersehen?

Indem er seine Augen im Kreise schweifen ließ, glaubte er auch schon gröbere Fäden wieder zu erkennen, an denen er nach wie vor gefesselt war.

Ein junger gleichgültig blickender Mann mit einem dünnen Bärtchen auf der Lippe und einem Sterne auf der Brust stand in seiner Nähe und kam, so oft Gehrt seinen Platz wechselte, nach kurzer Zeit aus irgend einem Verstecke wieder zum Vorschein. Nachdem dieses Spiel eine Weile gedauert hatte, war über den Zweck desselben kein Zweifel mehr möglich. Der Freund der Fürstin Benedetta stand unter sorgender Hut.

„An Flucht ist nicht mehr zu denken!" sagte Gehrt

endlich zu sich selbst und richtete sich von Neuem in einem Winkel ein, von wo eine ganze Reihe buntgefüllter Säle frei zu überblicken war. „Ich bin im goldnen Käfig."

Und er erschrak über die Ruhe, mit welcher er sich diesem Gedanken zu fügen begann.

„Don Gherardo!" hörte er sich plötzlich von der Stimme der Fürstin angerufen.

„Principessa!"

Sie sah sich vorsichtig nach allen Seiten um, und da die eben wieder beginnende Musik Alles übertönte, fuhr sie lauter redend fort: „Don Gherardo, eine Frage zu gutem Zwecke. Würden Sie wohl Ihrer Erfindungskraft die Fähigkeit zutrauen, eine Stunde lang von irgend einem Menschen zu erzählen, den Sie niemals sahen?"

„Ich verstehe nicht, Principessa."

„Sie sollen mich gleich verstehen. Kommen Sie!"

Und sie zog ihn in ein Seitengemach, wohin die Klänge des Orchesters nur gedämpft hinüber klangen.

„So hören Sie denn und sagen Sie mir nachher, ob Sie heute Ihre Sporen verdienen wollen," begann sie von Neuem. „Es ist hohe Zeit, daß wir miteinander auf einen besseren Fuß gelangen."

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Um Folgendes also handelt sich's," fuhr sie fort. „Der Sohn eines Mannes aus des Königs allernächster Umgebung hat sich in Folge der letzten Toledo-Revolution flüchten müssen. Seit einem halben Jahre weiß man nicht, wo er ist. Die Familie darf kein Interesse für ihn zeigen. Der Vater will nichts von ihm hören, er hat ihn sogar selbst verfolgen lassen. Um kurz zu sein: der Mensch ist verschollen und Niemand kann Ihnen widersprechen, wenn Sie die abenteuerlichsten Geschichten von ihm erzählen. Getrauen Sie sich nun, eine ihn betreffende Fabel mit Ihrem römischen Aufenthalte zu verknüpfen?"

„In keiner Weise, Principessa," sagte Gehrt, mit sichtlichem Widerwillen vor der neuen Rolle zurückschreckend.

„Wenigstens fürchte ich," fügte er einlenkend hinzu, um die Fürstin nicht zu reizen und halb schon wieder durch den Zauber ihres Benehmens umstrickt, „wenigstens fürchte ich, meiner Phantasie etwas völlig Unmögliches zuzumuthen."

„Vielleicht habe ich mich falsch ausgedrückt," erwiederte die Fürstin, ohne sich stören zu lassen. „Sie sollen keine Stunde lang von den Schicksalen des

jungen Mannes erzählen, Sie sollen nur vermuthen lassen, verstehen Sie mich recht, daß Sie von ihm erzählen könnten, und es ist vollkommen in Ihr Belieben gestellt, die Geschichte auszuspinnen, als müsse sie für Tausend und eine Nacht ausreichen. Verstehen Sie mich jetzt?"

„Unvollkommen, Principessa."

„So will ich noch deutlicher sein," setzte die Fürstin hinzu, indem sie mit einem lächelnden Blicke Gehrts nachgiebigeren Ton erwiederte. „Der junge Bösewicht hat eine Zwillingsschwester, welche mit Leidenschaft an dem Brausekopf hängt. Sie ist seit meiner Rückkehr zweimal wegen ihres Bruders bei mir gewesen und ich habe sie heute auf diese Stunde vertröstet. Es handelt sich also um eine junge Dame."

Sie hielt von Neuem inne, um die Wirkung ihrer Worte zu beobachten, und da sie Gehrt unruhig werden sah, fuhr sie erklärend fort.

„Es ist, müssen Sie wissen, nicht ganz ungefährlich, an diesem Hofe von einem Menschen zu reden oder zu wissen, der mit den Galetti's, Sterbini's und Garibaldi's auf Du und Du steht. Mehr als Einer hat diese Erfahrung theuer bezahlt. Sie lassen sich demnach, wenn auch nur scheinbar, zu einem Dienste

ungewöhnlicher Art herbei und dürfen — was dadurch erklärt ist — mit gutem Grund zurückhaltend sein. Glauben Sie noch jetzt, daß die Aufgabe Ihre Kräfte übersteigt?"

„Principessa," sagte Gehrt, immer mehr beunruhigt — denn seine Phantasie begann ihre Schwingen zu entfalten und er glaubte zu errathen, daß die Allmacht der Fürstin ihm in dieser Form eine Anknüpfung bereitet habe, welche seine vorherigen begeisterten Ausrufe ihr genugsam nahe gelegt hatten; „Principessa, und wenn nun wirklich diese Pfingstberedsamkeit über mich käme . . ."

„Dann," lachte die Fürstin, „hätten Sie sich eine schöne und dankbare Vertraute erworben."

„Und Sie, Principessa?" fragte er mit einem mißtrauischen Blicke.

„Und ich? Ei, könnte ich denn nicht einmal die Grille gehabt haben, Ihnen nach so mancher aschgrauen Stunde eine rosig helle zu verschaffen. Kommen Sie! Bei derlei Stelldicheins darf man schon pünktlich sein."

Sie wendete sich zum Gehen.

„Principessa," fragte Gehrt zögernd, „zu Wem führen Sie mich?"

„Zu der Tochter eines Mannes, Don Gherardo," sagte die Fürstin, ihn mit sich ziehend, „dessen kleiner Finger mir wichtiger ist, als die ganze Hand des Königs. Müssen Sie denn aber jede meiner Gefälligkeiten zersetzen, bis ein Atom politischen Beigeschmacks zu Tage kommt? Eilen wir! So schöne Augen sind nicht gewöhnt, wartend auszuspähen."

„Und wem gehören diese schönen Augen, Principessa?" drängte Gehrt.

„Wem?" lachte die Fürstin. „Ihnen, hoffe ich, wenn anders Sie ein Mann der That sind."

Sie legte die Finger auf die Lippen, öffnete eine Seitenthüre, welche aus dem lärmenden Bereiche des Festes führte und begann nun, ein Zimmer nach dem andern an seinem Arme durchschreitend, ihm im Umrisse anzudeuten, was sich über den Verschollenen sagen ließe.

So durchwanderten sie den heute nur matt erhellten sogenannten Saal des Vicekönigs, so die kleinen ebenfalls menschenleeren Audienz-Säle, so kamen sie an dem berühmten Balkon vorüber, von welchem herab nach einander der Herzog von Arcos, der Fischer aus dem Vico rotto, der länderlose Guise und nach

ihnen viele andere gekrönte oder rebellische Häupter sich der Menge gezeigt hatten. Von den Wänden blickten aus wurmstichigen Goldrahmen Gesichter mit Bourbonischen Nasen, daneben der Orpheus des Cavaraggio, die Rebecca des Albano, Raphaels Madonna mit Kind und Heiligen, Camuccini's verblutender Cäsar neben dessen sterbenden Virginia.

Aber Gehrts Sehkraft lag wie in dem Banne der gespanntesten Erwartung, und während er die labyrinthischen Räume des mächtigen Baues an der Seite seiner leise redenden Führerin durcheilte, berauschte seine Phantasie sich schon an dem betäubenden Dufte der kommenden Minute.

Endlich waren sie in einen matterleuchteten Gang gelangt.

„Und nun, mein Freund," sagte die Fürstin, ihren Schritt anhaltend und einen kleinen silbernen Schlüssel in Gehrts Hand drückend, „dort ist die Tapetenthüre zu meiner Garderobe; das äußere Eisenschloß dient nur als Maske des wirklichen, drücken Sie die Feder nieder und es schiebt sich zur Seite. Auf Wiedersehen, im dritten Zimmer hinter meiner Garderobe werden Sie erwartet."

Im nächsten Augenblicke hörte Gehrt nur noch das Rauschen ihres im Dunkel verschwindenden Gewandes. Er stand vor der für ihn so verhängnißvollen Thüre.

Sechstes Kapitel.

Der silberne Schlüssel hatte sich bewährt, das Schloß war geöffnet, die Schwelle überschritten worden. Gehrt stand in einem schmalen Vorgemache, dessen Boden ein dichter türkischer Teppich bedeckte.

Es war, als habe ein Frühlingshauch das Gemach durchzogen und sei eben im Verflüchtigen. Frische Blätter einer gluthrothen Rose, von einer Thür zur andern auf dem Teppich eine flüchtig entstandene Spur bildend, schienen auszuplaudern, daß eine zum Tanze Geschmückte hier eingetreten und in achtloser Hast in die hinteren Gemächer entschlüpft sei. Gehrt bückte sich, um die Blätter aufzulesen. So rothe Rosen eben hatten Manuela's Busen geschmückt. Er drückte die Blätter auf seine Lippen, er glaubte das Wehen ihres Athems einzuhauchen.

Dann aber suchte er sich zu ruhigem Umblicke zusammenzuraffen. Fand er sich wirklich so nahe mit dem lieblichsten Wesen, dem je sein Auge begegnet war? Bot ihm die Hand der Fürstin in Wahrheit so rasch die kaum im Traume ihm nahgekommene Gunst, in unbewachtem Gegenüber seiner Bewunderung, seiner Entzückung Worte leihen zu dürfen?

Er mußte sich Gewalt anthun, um seine Erregung nicht in laute Rede ausbrechen zu lassen. „Thorheit!" spottete er in sich hinein. „Und wenn sie es selbst wäre, was dann? Bin ich wieder Knabe geworden? Schwärme ich wie ein nektartrunkener Schäfer im Zauberhaine der Idylle? Wohin kam es mit mir, daß mich die Fürstin erst vor Enttäuschungen warnen mußte, mich! Nein, so darf ich mich nicht selber des Panzers entschlagen. Versuchen wir, den Abenteurer wieder einmal mit kühlem Blute zu spielen. Das Revier ist mir noch neu. Gleichviel, der schlechteste Schüler könnte unter solchen Vorbedingungen leicht den ersten Preis gewinnen! Nur Besonnenheit, nur kalte Ruhe! Ich bin im Zwinger. Wohl, die Großmuth nimmt selbst der Löwe nicht mit in seine Gefangenschaft."

Er ließ die Rosenblätter aus den Händen gleiten

und prüfte mit aufmerksamem Auge die seinem Spiele angewiesene Bühne.

Das Gemach war mit verblaßten Gobelin-Tapeten behangen, welche nicht ganz bis an die Höhe des Plafonds reichten. Ueber einer dieser Tapeten am Eingang zur Rechten hing eine meergrüne Ampel, bestimmt — so schien es — ihr Licht auch jenseits dieser dünnen Grenze noch zu spenden, denn das auch hier durch die trennende Stickerei abgeschlossene Gemach mußte nach dieser Seite sich ursprünglich als ein längerer Gang fortgesetzt haben.

Gehrt musterte diese Einzelnheiten mit argwöhnischem Auge. Zu seiner Linken war ein Fenster, durch das der Mond azurn herein schaute. Er sah hinaus. Der Blick auf's ferne jenseitige Seeufer in der Richtung Pompeji's streifte näherbei über Dächer und Feueressen hinweg, die zu den Hofgebäuden des Palazzo Reale gehörten. Unten dröhnte der Schritt zweier Schildwachen. Zuweilen klang ein italienisches Wer da? durch die Stille, dazwischen plauderten Laute im Dialekt der Schweizer Urkantone.

Das Zimmer lag hoch, wohl so ziemlich im höchsten Stock eines Flügelgebäudes. Der Hof dahinter war eng und man fand sich schon weit genug von dem

Haupttheile des Schlosses, um daß nur noch der Takt der Bässe aus den Tanzräumen herauf klang. Zuweilen glaubte Gehrt dazwischen im Corridor Schritte zu hören, welche ihn an den besternten Ersatzmann des Krankenwärters mahnten und die widerstreitendsten Empfindungen, welche seine Brust durchwogten, noch um eine andere entwürdigendster Art vermehrten.

Ein leises Geräusch von der entgegengesetzten Seite schreckte ihn plötzlich auf. Er lauschte. Er starrte auf die freihängende Tapete unter der Ampel hin. Bewegte sie sich nicht?

Mit leisem Finger betastete er die schließenden Seitenringe der Stickerei. Alles fest und wie seit Jahrhunderten eingerostet.

Er trat in die Mitte des Zimmers zurück. Eine dem Eingange gegenüberliegende Thüre, hinter den dicken Falten eines Sammetvorhanges versteckt, schien in die anstoßenden Gemächer zu führen. Er faltete den bauschigen Stoff behutsam zurück und gewahrte, daß die Thüre nicht eingeklinkt war.

Bei dieser Wahrnehmung begann sein Herz von Neuem zu schlagen. Er bückte sich, um durch die Spalte zwischen Thür und Pfosten einen Blick in's nächste Zimmer zu thun, und gewahrte nach kurzem

Spähen auf der weißen Atlastapete der jenseitigen Wand den beweglichen Schattenriß einer weiblichen Gestalt.

Einen Augenblick wollte ihm die Luft versagen. Es war ihm, als halte ihn etwas mit Gewalt zurück. In der nächsten Sekunde aber hatte er die Thüre aufgestoßen. Er stand auf der Schwelle. Er stand vor Manuela Borgani.

Ein leiser Angstschrei war im Augenblick des plötzlichen Eintretens an sein Ohr geklungen. Er hatte sie erschreckt. Sie schien verwirrt. Aber er selbst war es in so hohem Grade, daß er wie der Sprache und der Bewegung beraubt, auf der Schwelle stehen blieb und nur mit großen Augen auf sie hinstarrte.

Mittlerweile war das Blut in ihre Wangen zurückgekehrt. Sie stand langsam auf, stützte sich auf einen Marmortisch und schüttelte das üppige Haar aus dem Gesicht, ohne doch die Stirne und kaum selbst die Brauen von der glänzend braunen Fülle ganz zu befreien. Zugleich hob sich die dunkle Wimperndecke und ein schwarzes Augenpaar von wunderbar beredtem Ausdrucke richtete sich auf den ihr Gegenüberstehenden.

„Donna Manuela ...?" brachte er endlich über die Lippen und trat wie im beschämten Bewußtwerden

seiner Verwirrung mit unsicherm Tritte einen Schritt auf sie zu.

Sie antwortete mit einer stummen Neigung des Hauptes, dann mit einer befangenen, zum Niederlassen einladenden Handbewegung und griff selbst nach der vergoldeten Armlehne eines Divans, um sich, von dem Schrecke noch abgespannt, in die Kissen desselben sinken zu lassen.

„Lebt er?" stieß sie aus gepreßter Brust heraus, und Gehrt meinte nie im Leben den rührenden Klang der menschlichen Stimme so tief empfunden zu haben. Aber er fühlte weder die Fähigkeit, ihr Hoffnungen zu machen, noch diejenige, sie durch das Geständniß seiner Unwissenheit zu vernichten. Er zögerte. Fast war's ihm, als habe er den Gebrauch der Rede nie besessen. Er senkte den Blick.

Manuela sah ihn mit wechselnder Besorgniß an. „Lebt er?" wiederholte sie. Dann aber plötzlich bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen und ein heftiges Schluchzen durchzitterte ihre ganze Gestalt.

„Er lebt nicht mehr!" rief sie, von leidenschaftlichem Schmerz überwältigt. „O Santa Madre di Dio! er lebt nicht mehr! Ich habe meinen Bruder verloren!"

Sie drückte ihr Gesicht in die Kissen und rang die Hände.

Die Unruhe Gehrts war auf ihrem Höhepunkt.

„Contessina ...“ bebte es über seine Lippen, „Sie mißverstehen mein Schweigen.“

„Mein Bruder, mein armer, armer Bruder!“

„Contessina — ich sagte nicht, daß er todt sei.“

„Weil Sie mich schonen wollten!“ Sie rang die Hände von Neuem. „O, mir ahnte gleich nichts Gutes!“ Und ihre Thränen erstickten die Stimme.

„Aber, Contessina, Sie martern sich ohne Grund. Ihr Bruder lebte noch ...“

„Lebte noch ...“ Sie sah ihn durch ihre strömenden Thränen ungläubig an. „Wann? Als Sie ihn verließen, Signore? Gott, wenn er noch am Leben wäre!“ Sie faltete ihre Hände. „O, sagen Sie Ja, Signore! Sagen Sie Ja! Ich beschwöre Sie! Aber mein Ungestüm hat Sie verwirrt. Reden Sie! Ich will ruhig sein. Nicht wahr, Sie haben nur keine Gewißheit, Signore, nur keine unumstößliche Gewißheit, daß er in dieser Stunde noch wohl auf ist ... Aber gestern, vorgestern, als Sie ihn in Rom verließen, Signore, da lebte er doch noch ... Da,“ und sie schien die Worte von Gehrts bewußtlos be-

jahenden Lippen abzulesen, „da war er noch unversehrt, da haben Sie ihm noch die Hand gedrückt! Sie drückten meinem Bruder die Hand!"

Durch ihre Thränen brach eine lachende Freudigkeit, wie Sonnenblick durch Regenschauer, und das bewegte Spiel ihrer Mienen war so hinreißend, der Ton ihrer Stimme so gläubig, vom tiefsten Schmerz zum höchsten Jubel sich aufschwingend, daß selbst die traurigste Gewißheit in diesem Augenblicke nicht den Muth gehabt hätte, solch glühendem Trostbedürfniß ein kaltes Nein entgegenzurufen.

Sie hatte ihm, wie um aus seinen Händen den Händedruck des Bruders lebendig zu empfangen, beide Hände entgegengestreckt und er ergriff die thränenbenetzten Finger, einem Wankenden gleich, dem der Boden unter den Füßen zu schwinden beginnt. Sie lachte, sie jauchzte, jeder Pulsschlag, jeder Athemzug wieder volle, äußerungsbedürftige Daseinsfreude, und die göttliche Federkraft der Jugend griff mit ihren Schwingungen hinüber bis in die bestverwahrten Schlupfwinkel der Mannsbrust, die sich eben noch unter dem Panzerkleide selbstsüchtiger Berechnung verwahrt geglaubt hatte.

Aber das jubeltrunkene Aufathmen führte zu Neuem

und immer Neuem. „Hatte er sich am Comersee ausgezeichnet? Diente er unter den Bersaglieri des Manara? Gewiß! Also wirklich unter den Bersaglieri!" Sie schlug vor Freuden in die Hände. „Natürlich trug er das Ehrenzeichen auf der Brust ... hatte er in Venedig mitgekämpft? .. ein rothes, ein grünes? — sie hatte nie ermitteln können, wie die Militair-Orden der Republikaner aussahen — und doch! Roth, grün und weiß sollten sie ja sein! Freilich, roth, grün und weiß! Es mußten ja die Farben Italiens sein! Aber er selbst, wie sah er aus, der bitterböse Wildfang! Wuchs ihm schon der Bart? War er gebräunt? War er ihr noch ähnlich?" Sie strich ihr volles Haar von beiden Schläfen zurück und blickte ihn an, als sei ihr nimmer die Ahnung gekommen, mit welch zündendem Feuer sie spiele.

„Ihnen ähnlich!" war Alles, was Gehrt, aus seinem Rausche zum ersten Male zu einem Widerspruch sich aufraffend, hervorstoßen konnte. „Ihnen ähnlich! Wer könnte sich dessen rühmen!"

„Freilich, er wird gewachsen sein," sagte Manuela in etwas zurückhaltenderem Tone und ein lächelndes Zucken um ihre Mundwinkel schien zu verrathen, daß mit der schwindenden Sorge um den Bruder die Wir-

kung ihr bewußt zu werden begann, welche sie bis dahin achtlos auf den Boten der brüderlichen Grüße geübt hatte.

Gehrts Auge folgte jenem lächelnden Zucken wie einem dämonisch aufmunternden Winke, der ihn mit Weh und Wonne im nämlichen Athemzuge erfüllte. Aber es hatte sich verzogen, bevor er seiner Auslegung traute.

„Ich war meinem Bruder früher immer um einige Linien voraus," fügte sie hinzu, als wolle sie sich verbessern oder auch den angeschlagenen Ton verstärken. „Jetzt hat er mich sicher eingeholt."

Sie lenkte ab, als Gehrt antworten wollte, und ihre Unbefangenheit schien immer mehr in's Gegentheil umzuschlagen. „Ich kann nicht aussprechen," sagte sie, die herausgeforderte Vergleichung selbst abschneidend, „mit welcher Bangigkeit ich Ihren Mittheilungen entgegengesehen habe. Die Fürstin behauptete, nichts zu wissen, und verwies alle meine Fragen auf diese Stunde. Aber Eins haben Sie noch nicht erwähnt. Wird er denn nicht zurückkommen? Giebt es kein Mittel, ihn zu überreden? Ich habe ihm ja doch durch einen Fußfall beim Könige volle Vergebung ausgewirkt!"

Gehrt stellte in Zweifel, daß der Bruder von

seiner Begnadigung wisse, und Manuela, welche diese Unkenntniß vorausgesetzt zu haben schien, erschöpfte sich in Plänen, wie er davon zu benachrichtigen sei. Dann begann sie von den Gefahren zu erzählen, in die er sie und den Vater zur Zeit des Toledo-Aufstandes stürzte. Ihr Palazzo in der Strada Medina war nahe daran gewesen, von den Svizzeri geplündert zu werden. Die Commaroni drohten zweimal mit Brandlegung und sie selbst streute Scudi und Carolini aus dem Fenster, um die Schlimmsten abzukaufen.

Und dann, als die Häscher auf ihn fahndeten, hatte sie ihn unter ihrem Bette versteckt und stellte sich krank und unfähig aufzustehen. Aber einer der Eingedrungenen ließ sich nicht fortschicken. Er kam bis an ihr Lager und machte Miene, die davor liegenden aufgerollten Teppiche und Kleider fortzuschaffen. Da dachte sie, jetzt mag die Madonna ein Wunder thun, und als er sich eben bückte, schlug sie ihn mit einer Crystallflasche so arg auf den Kopf, daß er für todt liegen blieb und erst wieder zu sich kam, als der Bruder in Sicherheit war.

Beim Zurückrufen dieser beherzten That hatte die vorige Zurückhaltung von Neuem das Feld geräumt. Die Erzählende war ganz Leben und Begeisterung.

Ihre Augen leuchteten, ihre Geberden gaben den Worten Bild und Farbengluth, und zuletzt streifte sie im Feuer der Beredsamkeit die schwere Goldgarnitur ihres linken Aermels in die Höhe, indem sie mit dem Finger auf zwei große Narben an ihrem Oberarme deutete, welche die Flaschensplitter verursacht hatten. „Da sehen Sie selbst, Signore," rief sie, „da sehen Sie! Und die Ader läuft dicht daneben hin. Ein Haar breit weiter, nicht wahr? und ich hätte verbluten müssen."

Sie erröthete heftig, da sie von ihren Narben zu Gehrt aufblickte. In seinen Augen flammte etwas, was sie auf einmal wieder an ihre Schutzlosigkeit erinnern mochte. Sie zog den Aermel herab, schlichtete ihr unter der Rührigkeit ihrer Bewegungen aufgebauschtes Kleid und stand auf.

„Verzeihung, Signore," sagte sie mit unsicherer Stimme, wie im Gefühl einer allzukindischen Vertraulichkeit, „es that sehr weh — da prahlt man denn wohl, als habe man Heldenthaten verrichtet."

Sie suchte nach neuen Fragen, als wolle sie keine Pause der Verlegenheit eintreten lassen, und auch Gehrt bot seine ganze Herrschaft über sich selbst auf, um in seinen Antworten nicht sein Inneres zu verrathen

Aber der in seiner Brust erregte Sturm ließ sich kaum verbergen. Schon seit jenem Lächeln rang der jeden Zug ängstlich Bewachende mit den bösen Geistern, die das Gefühl seiner unwürdigen Stellung stark und die entzündete Leidenschaft seines Blutes beredt machte: Unglauben an Reinheit und Unschuld, Verstellung witternder Argwohn, Furcht vor dem Makel der Lächerlichkeit, wenn er in diesem Augenblicke nun doch vielleicht der Spielball einer reizenden Betrügerin war, ohne den Muth eines kecken Wortes ihr gegenüberstellen, ohne ihre herausfordernde Kühnheit als Ueberwinder strafen zu können.

Manuela hatte, während sie noch fragte und er antwortete, zu zittern begonnen. Sie sah ängstlich nach der Flügelthüre jenseits des Divans, sie legte die Hand auf die wogende Brust — ihre Beklommenheit schien endlich bitterer Ernst, schien kein eingelerntes Spiel.

Aber war ihr Lächeln, war ihr Händedruck, war das Hindeuten auf die Narbe von minderer Natürlichlichkeit gewesen? Und glaubte Gehrt nicht ein Gewebe von Absichtlichkeit darin erkannt und durchschaut zu haben? Konnte denn überhaupt in dieser Umgebung, in dieser höfischen Luft, im Zusammenhange mit der Fürstin Benedetta Einfalt und Arglosigkeit in dem

schönsten Körper über die Kindesjahre hinaus unentweiht geblieben sein? Nein! Er hatte geträumt. Selbst die Fürstin, als sie seine schwärmerisch begeisterten Ausrufe dämpfen zu wollen schien, bezweckte nur, durch Widerspruch ihn unrettbarer zu verwirren. Nein, dies wechselnde Spiel von Scheu und Vertraulichkeit, von Plaudern und Verstummen, von Geben und Zurücknehmen, es war berechnet, es sollte den Preis nur kostbarer erscheinen lassen, durch welchen die Fürstin ihn an ihr Joch zu fesseln dachte. Wohlan, mehr oder minder kostbar! Es war immer die Krone menschlichen Liebreizes. Hier galt nur das Recht des Wagenden.

Es siedete in seinem Hirn. Er war während des Gesprächs nahe und näher herangetreten. Jetzt wollte er Manuela's Hand ergreifen. Liebesworte bebten über seine Lippen. Er machte noch einen Schritt in ihrer Richtung.

„Signore!“ rief Manuela, mit ängstlicher Geberde nach der Flügelthür entweichend.

„Bleibe!“

„Was wollen Sie von mir?“

„Bleibe!“ und er hatte sie eingeholt.

„Nur wenn Sie meine Hand freigeben ... Signore, was wollen Sie von mir?“

Er hatte ihre Rechte ergriffen und suchte sie an seine Lippen zu ziehen.

„Lassen Sie mich, Signore! Signore!! Lassen Sie meine Hand los!“ und ihre Stimme versagte, während ihre Finger sich seinem Drucke noch ringend zu entziehen strebten. „Was habe ich Ihnen gethan?“ stieß sie endlich mit erliegender Kraft heraus. „O, Signore, gedenken Sie doch meines Bruders!“

„Manuela!“ stöhnte Gehrt, von dem Tone ihrer Stimme übermannt, indem er ihre Hand entgleiten ließ. „O Gott!“

Die Erinnerung an die gegen sie begangene Täuschung breitete sich wie ein kalter Nebel über die Sciroccogluth seines Innern. Er schwankte zurück und stützte sich auf den Marmortisch in der Mitte des Zimmers.

Manuela stand noch bebend an der Thüre. Ihr Blick folgte seinen Bewegungen. Sie athmete ein paar Mal mühsam auf und schüttelte das in der Anstrengung des Widerstrebens über ihre Stirne herabgekräuselte Haar aus dem Gesicht. Dann legte sie die Hand auf die Klinke, als wolle sie das Zimmer verlassen. Aber sie zog sie wieder zurück und schöpfte von Neuem Athem. So stand sie eine Weile unschlüs-

sigen Blickes da. Nach und nach schien das Gefühl ihrer Sicherheit zurückzukehren. Sie schloß die aufgesprungene Spange an ihrem Arme und trat langsam auf den Divan zu, welcher dem Tische gegenüber stand. Als sie die vergoldete Rücklehne erreicht hatte, stützte sie den Kopf auf den Arm und blieb hinter der schützenden Brustwehr gedankenvoll stehen.

Eine geraume Zeit verstrich, ehe Gehrt sich aus seiner Erstarrung losmachte.

Endlich schien er sich der Gegenwart Manuela's zu erinnern.

Er blickte auf und wieder vor sich nieder, dann zu ihr empor und dann von Neuem abwärts.

„Contessina," zitterte es über seine Lippen, „Sie haben einen Wahnsinnigen zu sehen geglaubt. Sie sind im Irrthume gewesen. Ich muß Sie enttäuschen."

Er hielt inne.

„Signore ..." stotterte Manuela mit einem den Sinn der Worte ängstlich befragenden Blicke.

„Ich könnte Ihnen sagen," hob er von Neuem an, „Ihr Anblick, Ihre Nähe habe meinen Geist bis zur Raserei verwirrt. Aber fürchten Sie keine solchen Liebesseufzer. Ihr Spiegel sagt Ihnen Tag für Tag, daß die Schönheit in Ihnen, Madonna, ihren Tempel

hat, und Sie wissen, welche Summe von Fluch und Segen damit in Ihre Hände gegeben ist."

Er machte mit herbem Lächeln eine Handbewegung, als wolle er selbst noch diese Worte jedes schmeichelnden Reizes entkleiden. Manuela erröthete und blickte auf die goldene Lehne nieder.

Nach einem tiefen Athemholen wendete er sein bis dahin abgewandt gewesenes Auge, wie um mit kurzem Bekenntniß seinen Betrug zu enthüllen, langsam in ihrer Richtung.

Aber nun sein Blick auf ihrem erröthenden Antlitz ruhte, schloß sich der schon zum Reden geöffnete Mund von Neuem und über seine blassen Wangen zog es wie ein Wiederschein warmen Lebens.

Er blickte fort und wieder hin; noch einmal hob ein inneres Ringen und Streiten seine Brust in kürzer werdenden Athemzügen; er kämpfte sichtlich zwischen dem widerwärtigen Bilde, das er als das seiner wahren Natur entschleiern wollte, und dem liebebethörten, dessen Züge er noch nicht zerstört hatte, an das sie noch zu glauben schien, ja, das ihre Wangen purpurn färbte.

„Contessina," sagte er endlich mit stark gepreßter Stimme, „es ist besser, wir scheiden hier. Leben Sie wohl!"

Er wollte sich zum Gehen wenden, aber seine Füße wurzelten im Boden und seine Hand haftete auf der kalten Marmorplatte des neben ihm als Stütze dienenden Tisches.

Er blickte nach der Flügelthüre, als solle Manuela die warnende Weisung sich zu Nutze machen, da er selbst nicht den ersten Schritt zu thun vermochte.

Aber ihre Hände ließen die Lehne nicht los. — „Signore ...“ entschuldigte sie, „ich darf noch nicht fort; ich habe noch gar Manches auf dem Herzen.“

Er wehrte von Neuem ab.

„Und mein armer Bruder?“ sagte sie. „Wer wird mir von ihm reden, wenn Sie es nicht thun?“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich werde hier hinten stehen bleiben, Signore,“ beschwichtigte sie von Neuem. „Versagen Sie mir's nicht! Wer weiß, wann ich Sie wieder unbelauscht ausfragen darf.“

„Madonna ...“ bat Gehrt, „scheiden wir! Ich bin nicht, was ich scheine. Fliehen Sie! Schenken Sie mir kein Vertrauen.“

Sie lächelte, wie durch seine selbstanklagenden Worte nur zu größerem Sicherheitsgefühle berechtigt. „Ich vertraue Ihnen dennoch,“ sagte sie, „ich glaube

an Ihre Großmuth. Signore, sagen Sie mir noch, was ich wissen darf."

Um Gehrts Lippen bebte es krampfhaft. Er sah sie mit einem Blicke an, der alle Reize ihres lieblichen Gesichts noch einmal in sich saugen zu wollen schien. Aber im nächsten Moment überschattete sich seine Stirn nur noch tiefer als zuvor.

„Scheiden wir, Madonna!" wiederholte er düster. „Es giebt Lebenslagen, die nur Frevel und abermals Frevel gebären können ..."

„Ich begreife Sie nicht, Signore!"

„Es giebt Niedrigkeiten, die man nicht über die Lippen bringt, ohne daß die Scham des Geständnisses Betäubung heischt — Betäubung, Madonna, nenne sie sich, wie immer sie mag."

„Mein Gott, Signore!" rief Manuela, endlich, wie es schien, beunruhigt und doch sich Muth einsprechend, „Sie ängstigen mich ja ohne Grund! Ich will doch nichts als die Geschichte meines Bruders — die Schilderung Ihrer gemeinsamen Strapatzen! Umgehen Sie, was Ihnen peinlich ist. Die Zeit verstreicht und mit ihr vielleicht die Gunst dieser nicht wiederkehrenden Stunde."

„Wohlan!" sagte Gehrt tonlos, indem er sich langsam aufrichtete. „Wohlan, Sie haben es gewollt .."

Er hielt inne und schaute, Athem schöpfend, vor sich nieder, während Manuela's Wangen sich zu entfärben begannen.

„Hören Sie denn in zwei Worten," fuhr er fort, „Alles, was ich Ihnen zu sagen habe — Contessina, ich bin ein Abenteurer, ein Abenteurer im Solde der Fürstin Benedetta."

Manuela bebte zusammen.

„Im Solde?" wiederholte sie langsam, „im Solde?" Aber der Sinn der Worte schien ihr nicht aufzugehen. Sie blickte vor sich nieder und wieder nach Gehrt herüber, der mit geschlossenen Augen dastand, wie um einen grausamen Schmerz unbeachtet in sich ausrasen zu lassen.

Nach einer kurzen Weile zuckte sie mit den Achseln und schüttelte den Kopf wie in der Abwehr einer niedrigen Deutung, so daß um Stirn und Schläfen das volle Haar sich wie ein sturmgepeitschter Wald bewegte. Dann öffnete sie die Lippen wie zu einer Frage, und schloß sie wieder, als ob von Neuem in rathlosem Suchen nach eigenen Erklärungen für die Räthsel, hinter denen sich die ersehnten Mittheilungen verbargen.

Endlich machte sie eine Handbewegung, welche den

unsichtbaren Nebel verscheuchen zu wollen schien, und richtete zugleich das Auge mit freundlichem Ernst auf Gehrt.

„Seien Sie was immer, Signore," sagte sie mit fester Stimme. „Mein Bruder war Ihr Freund. Alles Uebrige ist mir gleichgültig. Und nun eine Frage, eine Bitte. Haben Sie Verbindungen, durch welche meinem Bruder von seiner Begnadigung Kunde werden kann oder" — sie besann sich einen Augenblick — „oder würden Sie sich gar selbst entschließen, der Bote zu sein?"

Durch Gehrts Seele bebten Lenzschauer der Freiheit.

„Contessina," sagte er verwirrt und wie von einer Erleuchtung geblendet, „ja, das würde ich, Contessina . . aber nicht doch," setzte er widerrufend hinzu, „wovon träumen wir? ich bin ja hinter dem Gitter!"

Manuela sah ihn ungläubig an. „Wird die Fürstin," fragte sie, „Ihre Reise denn verhindern wollen?"

„Wollen und können!"

„So sind Sie nicht Herr Ihrer Handlungen?"

Er schwieg.

Sie schüttelte von Neuem den Kopf. Gehrt glaubte ein Geräusch hinter der Gobelintapete zu hören. Ein

Verdacht durchzuckte ihn. Aber er wollte von keiner Vorsicht mehr wissen und lächelte nur bitter, als auch Manuela lauschend in der Richtung der beweglichen Wand blickte.

Beide schwiegen eine kurze Weile. Dann rollte Manuela den Divan bei Seite und trat nahe an Gehrt heran.

„Signore,“ fragte sie, flüsternd gegen ihn geneigt und zugleich nach der Tapete zurücklauschend, „Signore, möchten Sie Neapel verlassen?“

Er wollte bejahen, aber es war ihm, so nah dem berückenden Bann ihrer Reize, als habe sie gefragt, ob er das Leben lassen wolle?

„Um in die Wüste zu wandern!“ gab er zur Antwort und vergaß in ihrem Anschauen Alles, was ihn bedrohen mochte und was sie von ihm trennte. „O, Madonna,“ setzte er, da sie seinem Auge auswich, mit einem Seufzer aus gepreßtester Brust hinzu, „o Madonna, wie leicht scheinen mir in diesem Augenblicke die Fesseln der Fürstin, wie thörigt dieser Freiheitsdurst, wie freventlich dies Hinwerfen eines Glücks, gleich demjenigen, mit welchem mich jede Sekunde Ihres Anblickes segnet ... Vergebung!“ fügte er, seine Augen mit der Hand bedeckend, hinzu, indem die

Wehmuth über sein vergeudetes Leben so nahe dem anmuthigsten Ringpreise irdischer Wünsche ihn plötzlich übermannte, „Vergebung, Madonna! Ich war nicht immer, was ich heute bin ... ich träumte einst von Besserem — ich glaubte Künstler zu sein ...“

Manuela hatte ihre Wimpern verlegen niedergeschlagen.

„Sie sind es noch in diesem Augenblicke,“ sagte sie mit stockender Stimme. „Signore, gedenken wir dieser Stunde als einer golden angezeichneten und lassen wir sie reuelos zu Ende gehen ... ich schaffe Ihnen die Mittel zum Entkommen.“

Sie wandte sich zum Gehen. „Und zwar gleich!“ flüsterte sie, den Kopf noch einmal zu ihm kehrend und die Finger an die Lippen legend. „Gleich auf der Stelle! Bleiben Sie, bis ich zurückkomme!“

Sie klinkte die Flügelthüre leise auf und im nächsten Augenblicke entschwand ihre anmuthige Gestalt über der Schwelle. Nur das Knittern und Rauschen ihres schweren Brokatgewandes verrieth noch eine Weile ihr Fortgehen. Dann verstummte auch das.

Gehrt hatte die Arme ihr nachgestreckt. Nie früher empfand er so heftig den Schmerz, in einem Augenblicke, wo jede Faser seines Wesens nach warm er-

wiedernden Leben verlangte, in die leere, liebeleere Luft zu greifen.

Als auch die Phantasie die Spuren der Enteilenden dem Ohr und dem Auge vorzugaukeln ermüdete, griff er nach der vergoldeten Lehne, auf welcher ihre Hände geruht hatten, preßte seine Lippen darauf, bis der äußere Schmerz den inneren zu betäuben begann und ließ sich endlich erschöpft in die Kissen sinken.

„Verbannt!“ stöhnte er in sich hinein. „Verbannt in Nacht und Finsterniß!“

Siebentes Kapitel.

Die Gobelintapete hatte sich in der That bewegt. Eine feine kleine Hand nestelte heftig an den Ringen der einen Wand, und als Gehrt, durch das Geräusch aus seinem Brüten aufgestört, sich umblickte, sah er eine weibliche Gestalt im dunklen Kapuzmantel durch die zwischen Tapete und Wand geöffnete Lücke in's Zimmer treten. Ihr Haupt war verhüllt, ihr Gesicht im Schatten der nämlichen Hülle.

„Sie haben verspielt, Signore!“ sagte sie im rauhen Tone und blickte sich unruhig nach der Flügelthüre um, durch welche Manuela entschlüpft war. „Sie haben verrathen, was zu keines Menschen Ohr dringen durfte. Hier ist die Schelle. Geben Sie Ihrem Wächter selbst das Zeichen.“

Ihr Auge spähte noch immer in der Runde, während die Hand auf einen Glockenzug deutete, welcher in einer Falte der Tapete hing.

Gehrt war aufgesprungen.

„Verblendeter," hob die Stimme von Neuem an, „Sie sind unrettbar verloren! Wo hatten Sie Ihren Witz vertrödelt?"

„Weil Sie horchten?" sagte Gehrt mit verächtlichem Tone. „Ich glaube Sie zu erkennen. — Sie suchten mir schon auf der nächtlichen Herfahrt Schlingen zu legen."

Er war zwischen die Verhüllte und die Klingelschnur getreten und deckte die letztere mit seinem Rücken.

„Ich legte Ihnen keine Schlingen, Don Gherardo," sagte die Lombardin mit bitterem Lachen und befreite ihren Kopf aus der Kapuze. „Ich wollte Ihnen zur Flucht behülflich sein. Mir lag daran, Sie noch in dieser Nacht auf dem Wege nach Fondi zu wissen. Um Ihnen helfen zu können, bestimmte ich die Fürstin, mich, statt Ihres neuen Beppo's, hinter der Tapete auf den Posten zu stellen. Ich ahnte, was die Fürstin im Schilde führte, als sie dies Stelldichein mit der Tochter des geheimen Polizeiministers ersann."

„Des Polizeiministers?“ rief Gehrt, das Bild des allmächtigen Mannes plötzlich vor seinen Augen aufsteigen sehend.

„Mit der Tochter Borgani's, ja,“ lautete die Antwort. „Wo hatten Sie Ihre fünf Sinne, als Sie so ohne Weiteres in die Falle gingen?“

„In welche Falle?“

Die Lombardin lachte spöttisch. „In die mit dem Botengange nach Rom,“ sagte sie. „Ahnen Sie denn noch immer nicht, daß die Fabel mit dem Bruder nur als Vorwand ersonnen ward, um Ihre Fluchtgedanken auszukundschaften? Vernahmen Sie denn nicht, wie ich hinter der Tapete lärmte, um Sie zu warnen? In diesem Augenblick erstattet Manuela der Fürstin Bericht. Ich hörte die Thüre gegenüber knarren, ich kenne die Wege und Schliche im Palazzo Reale. Schellen Sie nur getrost, Signore, man wird Sie nicht zu den Poerio's und Liberio's sperren, aber Ihre unsichtbare Zwangsjacke könnte wohl um einige Knöpfe enger geschlossen werden, wenn ich recht errathe, und Ihre Flucht müßte künftig schon durch die Luft gehen, um zu gelingen. Nun,“ setzte sie leichtfertig hinzu, „Neapel ist ein erträglicher Kerker und für Unterhaltung wird die Fürstin schon sorgen, wenn auch nicht

gerade eine Borgani in den weitern Akten zum Vorschein kommen dürfte.

„Sie verläumden!“ schäumte Gehrt wüthend auf. „Ich will nicht leben, wenn die Züge Manuela's lügen konnten. Ich mag nicht davon hören. Lassen Sie ihr Zeit, die Flucht vorzubereiten. Sie täuschen mich, Sie täuschen sich selbst.“

Die Lombardin sah nach der Uhr. Sie wurde ernster. „Drei Viertelstunden,“ sagte sie, „haben Sie vertändelt — vertändelt mit einem Wesen, dessen Medusenhaupt schon die Sinne einer ganzen Legion hoffnungsvoller Söhne Italiens versteinerte. Und nun wollen Sie auch die letzte Viertelstunde noch mit den leidenschaftlichen Ausbrüchen eines gekränkten Bewunderers hinbringen? Hatten Sie denn nicht genug an dem Zähnefletschen des abscheulichen Vaters?“ Sie zerknitterte vor Zorn den auf die Marmorplatte gefallenen Busenstrauß Manuela's.

„Es kann nicht ihr Vater sein!“ rief Gehrt, starr vor sich hinblickend.

Die Lombardin zuckte wegwerfend mit den Achseln.

„Beachteten Sie denn nicht,“ fuhr sie fort, — „aber freilich, Sie waren ganz in Verzückung — beachteten Sie denn nicht einmal, wie sie nicht fortzubringen



war — um keinen Preis, trotz Ihrer Warnungen — und wie rasch sie doch verschwand, da Sie das Geheimniß glücklich ausgeplaudert hatten?"

„Und warum," rief Gehrt in wachsender Aufregung, „warum sagen Sie mir das Alles jetzt? Aber nein! ich will Ihnen nicht glauben. Wenn Lug und Trug hier jedes Wort umspähen, warum denn soll ich gerade Ihnen trauen? Wie eine Spinne kriecht Ihr verleumderisches Wort über das reine Bild Manuela's — ich will nichts von Ihrer Genossenschaft."

Die Lombardin schwieg einen Augenblick.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren," sagte sie dann im herben Tone. „Wenn wir uns jetzt nicht verständigen können, Signore, so richte ich Sie erbarmungslos zu Grunde. Noch besitze ich das blinde Vertrauen der Fürstin — noch hat mein Wort gegen Sie den Werth eines durch hundert Augenzeugen erhärteten Beweises. Entschließen Sie sich rasch; wollen Sie aus meiner Hand Rettung oder Untergang? Noch kann ich Ihnen allein forthelfen."

„Mir?"

„Ihnen," wiederholte die Lombardin und zog ein silbernes Schild von der Größe einer Männerhand aus dem Busen hervor. „Kennen Sie dies Zeichen, Signore?"

Gehrt verneinte. Mit welchem Interesse verfolgte ihn diese jetzt seinem Auge fast widerwärtige Erscheinung? Er zögerte, nach der entgegengereichten Trophäe zu greifen.

„Ich sah nie ein solches Zeichen,“ sagte er, „ich kenne nicht einmal die Sprache, mit der es beschrieben scheint.“

„Es ist das Albanesisch der alten neapolitanischen Polizei,“ antwortete die Lombardin. „Die siebenzehn höchsten Spione des Polizeiministers tragen es unter ihrem Rocke, und wer dies Zeichen vorzeigen kann, hat freie Fuhre, so weit die neapolitanischen Grenzen reichen.“

„Und solch ein Zeichen besitzen Sie?“ fragte Gehrt mit verächtlich mißtrauischer Miene.

„Wenn man den Preis zahlt,“ versetzte die Lombardin mit einem Blicke, in welchem sich Leichtsinn und Schwermuth auf unheimliche Weise paarten, „da ist kein Ding auf Erden unerreichbar. Aber martern Sie mich nicht länger, Signore,“ fuhr sie plötzlich im gereiztesten Tone auf. „Ich habe Ablaß für mehr als das, und wer wie ich im Dienste des Vaterlandes in der Bresche steht, dem muß auch die Madonna selbst Fürbitterin sein — pro patria.“

Sie griff hastig unter ihren Mantel und holte einen Silberstift hervor.

„Wollen Sie mit dieser Fracht Ihre Freiheit erkaufen?“ fragte sie.

Gehrt zögerte.

„Wollen Sie?“ drängte die Lombardin. „Bei allen Heiligen, hier heißt es Freund oder Feind.“

Gehrt streckte die Hand mechanisch nach dem Stifte aus.

„Sie schaffen ihn nach Terracina,“ sagte die Lombardin. „Werden Sie den Namen Fra Taddeo behalten können?“

„Unzweifelhaft ... aber ...“

„Bei Torre de' Confini,“ fuhr sie fort, ohne ihm Zeit zu gönnen, „bei Torre de' Confini beginnt die römische Grenze. Bis dahin muß Sie jeder Vetturin schaffen, wenn Sie dies Schild vorzeigen. Von da an aber können Sie sich durch die Dogana-Soldaten weiter zurechtweisen lassen. Die republikanische Grenzwache kennt den Namen Fra Taddeo seit Langem.“

„Und wenn ich überholt werde?“ Gehrts Augen richteten sich mit durchbohrendem Blicke auf die Lombardin. „Was enthält diese Silberhülse?“

„Einen zusammengerollten Papierstreifen, Signore.“

„Und dieser Streifen? Sie dürfen mir nichts

verschweigen, wenn ich Vertrauen fassen soll; wer bürgt mir für Ihre Aufrichtigkeit?"

Die Lombardin sah ihn düster an.

„Niemand bürgt Ihnen dafür," sagte sie trocken. „Aber, Signore, Sie sind nicht in der Lage, auf Bürgschaft warten zu können und dann — vielleicht sagt Ihnen Ihre Logik, daß nach dem Fisch, der schon im Netze zappelt, nicht noch mit dem Hamen geangelt wird. Sie haben sich einen Abenteurer im Solde der Fürstin genannt. Sie haben Ihre Beziehungen zu dem gefährlichen Weibe bloßgelegt; das ist mehr, als es zu Ihrem Untergange bedarf."

Gehrt wog den Stift noch unschlüssig in der Hand.

„Der Brief," setzte die Lombardin hinzu, „ist übrigens in verschobener Buchstabenordnung geschrieben, und nicht für Uneingeweihte entzifferbar. Verwahren Sie ihn gut," bat sie, da Gehrt endlich den Stift in seine Westentasche schob. „Ja versprechen, geloben Sie mir, ihn sorglich zu behüten."

„Das will ich."

„Gewiß? Es hängen viele Menschenleben an diesem unscheinbaren Zeichen."

„Gewiß!" bestätigte Gehrt.

„Wenn aber doch ein unglücklicher Zufall ...."

sagte die Lombardin, von einem aufsteigenden Gedanken beunruhigt, „wenn Sie den Stift verlören .... — Wohlan, ich weihe Sie ein.“ Sie dämpfte ihre Stimme zum Flüstern. „Hören Sie und begreifen Sie darnach, warum die größte Eile nöthig ...“ Sie lauschte einen Augenblick, dann fuhr sie leise fort: „Es ist die Befreiung der Galeerensträflinge im Werke und zwar soll mit denen auf der Ponza Gruppe begonnen werden. Nun, der Brief sagt nichts weiter als: Geduldet Euch! Man weiß um Euren Plan und der Judas ist in Eurer Mitte.“

„Ist das Alles?“

„Alles. Prägen Sie sich's ein. Warnen Sie. Die Polizei hat den Anschlag selbst soufflirt. Warnen Sie! Es war die reine Vogelstellerpolitik, die uns überlistet hatte. Aber nun eilen Sie. Ich führe Sie über eine verborgene Treppe. Dann fassen Sie den ersten besten Vetturin beim Kragen, zeigen ihm Ihr Schild und nennen ihm die Richtung von Capua. Er wird fahren, so lange seine Pferde Athem haben und der nächste wird Ihnen die nämliche Dienstwilligkeit bezeigen, denn der Staat bezahlt diese Spionenfuhren mit dem fünffachen Preise der Postmeilentaxe. — Also Corraggio! Und jetzt keine Zeit verloren!“

Sie hatte ihren Mantel abgestreift. „Nehmen Sie!“ und Gehrt warf das weite Gewand über seine Achseln, während sie ihm die Kapuze über die Stirne zog. Dann faltete sie die Tapete zurück. Aber in diesem Augenblicke ertönten Fußtritte draußen auf der Stiege und Beide hielten lauschend den Athem an.

Nach einer minutenlangen Pause verlor sich das Geräusch.

„Jetzt ist die Treppe frei!“ sagte sie. „Eilen wir!“

Aber die Tritte kehrten zurück. Sie hielt ihn von Neuem zurück und bat ihn zu warten, bis sie ihm ein Zeichen gebe, dann aber allein hinab zu schlüpfen. Um so leichter sei es ihr, eine Verfolgung abzuhalten.

Wieder standen sie und lauschten. Sie schien zu wissen, wessen Tritt auf der Treppe knarre und daß er seitwärts abbiegen werde.

„Zwei meiner Brüder,“ sagte sie, mit ihren Gedanken an's Ziel der Reise fliegend und vielleicht einer flüchtigen Anwandlung von Heimweh nachgebend, „zwei Brüder werden nach mir fragen — vielleicht noch ein Anderer, der mir einst näher stand, als die Brüder selbst. Sagen Sie ihnen Allen, daß ich die dem Vaterlande geschworene Treue bewahre ... Anderes,“

setzte sie halblaut und wie mit sich selbst redend hinzu, „Anderes läßt sich hier nicht retten.“

Sie sah eine Weile starr auf den Boden, als kämpfe sie einen Schauder gewaltsam nieder, und zog den Reisefertigen dann hinter die Tapete.

Als der jenseitige Raum durcheilt und die Treppe erreicht war, glaubte Gehrt ein Rauschen in der Richtung zu vernehmen, in welcher Manuela vorhin verschwand. Er stutzte einen Augenblick. Aber sein Kopf war wüst und sein Herz wie verödet. Er ließ sich von der Lombardin widerstandslos von dannen drängen.

„Hier,“ flüsterte sie, als falle ihr im letzten Augenblicke noch das Wichtigste ein, „hier nehmen Sie und versäumen Sie nicht, was ich Ihnen jetzt sage. Bei Capo di Monte liegen die Telegraphendrähte so niedrig, daß ein Mann von Ihrer Größe sie ohne Mühe erreichen kann. Lassen Sie dort anhalten, steigen Sie aus und zerschneiden Sie so viel Drähte Ihnen immer erreichbar sind. Das Stilett ist dreikantig geschliffen, es wird Sie auch sonst nicht im Stiche lassen.“

Sie drückte dem Zögernden die Hand und er wankte die Stufen hinab.

Als sie seinen Tritt nicht mehr vernahm und ihn im Freien wußte, schlüpfte sie leise in das Halbdunkel

zurück, wo ihr vorheriger Lauscherplatz gewesen war. Dort horchte sie eine Weile, dann legte sie ihr Auge an eine vom Alter durchsichtig gewordene Stelle der Tapete und spähte in der Richtung des Divans.

Manuela war zurückgekehrt. Die Lombardin konnte deutlich erkennen, wie die schönen Augen der sich Alleinsehenden suchend umherwanderten, wie ihre Sorge wuchs, wie sie die Hand auf's Herz legte und rathlos in ein Papier schaute. Im nächsten Augenblicke bog die Sogliani die Tapete zurück und stand vor der Ueberraschten.

Das Papier entfiel den Händen Manuelas. Die Lombardin bückte sich behende und hob es auf.

„Ein Lascia Passare!" sagte sie im launig neckischen Tone, indem sie Wasserstempel, Siegel und Inhalt ihrer Beute mit Aufmerksamkeit musterte. „Ein Lascia Passare, Marchesina! Hm! Und zwar für Don Gherardo mit der Unterschrift des Secretairs der Königin?" Sie lachte. „Der arme Narr von Secretair! Wie er den neuen Nebenbuhler über die Grenze zu schicken vermeint und in seiner Einfalt nicht ahnt, daß er zugleich die Herzallerliebste selber mit entflattern läßt." Sie lachte von Neuem. „Aber welche Zerstreutheit," fuhr sie fort, „daß Ihr junger Fant die

Hauptsache liegen ließ ... Gewiß waren Sie schon weit mit ihm im Freien, als Sie den leidigen Freipaß vermißten. Das ungalante Herrchen! Als ob ein Sohn Adams mehr Zeit brauchte zum Treppensteigen, als eine Tochter Eva's! Schade nur, Marchesina, daß Sie nicht einen Pendelschlag früher kamen, wie gern hätte ich, Amorn und allen Grazien zu Gefallen, ein Auge, ja beide Augen zugedrückt. Jetzt, sehen Sie wohl ein, muß ich erst den Segen des trefflichen Vaters zu dieser Entführung einholen. Es ist mir unendlich leid. Die Nacht war gerade so allerliebst gewählt."

Manuela stand bleich vor Beschämung und Unmuth.

„Und ist er fort?" stammelte sie.

„Wir wollen gleich Rath schaffen," antwortete die Lombardin und zog mit heftigem Rucke an der Klingelschnur. „Vielleicht, Marchesina, ist er inzwischen wieder umgekehrt — wer weiß, vielleicht befindet er sich gar schon in Ihrer Garderobe."

Manuela war auf den Divan gesunken; sie wollte reden, aber die Luft versagte ihr und im nächsten Augenblick benahm eine Ohnmacht ihr das Bewußtsein.

Die Lombardin sah eine Weile mit grausamer Kälte auf die Ueberwältigte hinab, es war als spiegle sich der ganze Haß gegen den allmächtigsten Mann des

Königreichs in ihren lieblos auf der schönen Tochter ruhenden Blicken. Allmälig aber besänftigten sich ihre Mienen. Sie stützte die Wange in die Hand. Ihre Gedanken schienen der Warnungsbotschaft nachzueilen. „Es ging nur auf diesem Wege," sagte sie vor sich hin. „Er hätte sich nimmer von ihr losgerissen, und doch war ja kein anderer Sendbote zur Hand. O wären sie nur erst benachrichtigt, hätte ich ihm nur Flügel leihen können — welche bangen Tage noch, bis mir Gewißheit wird, daß sie geborgen sind."

Sie wendete sich wieder nach der Seite der noch bewußtlos Daliegenden und schob ihr ein Kissen unter das hartgebettete Haupt. Dann aber, als drei Diener eintraten, nahm sie rasch wieder den gewöhnlichen sorglosen Ausdruck an, mit welchem sie die mißtrauischsten Stirnfalten der Fürstin so oft geglättet hatte.

„Bleibe hier, Georgio," sagte sie, „bis die Marchesina sich erholt haben wird, und bitte sie dann, die Fürstin hier zu erwarten. Du aber, Giovanni," wendete sie sich zu dem Zweiten, „stelle Dich vor die Garderobenthür drüben am Ende des Corridors und laß Niemand hinaus."

Und zu dem dritten Diener gekehrt, befahl sie ihm, den wachthabenden Offizier des Schlosses vorläufig zu

benachrichtigen, daß eine Ordre unterwegs sei, wonach kein fremder Gast den Ball verlassen dürfe, ohne vorher durch einen Gesandten als eingeführt bestätigt worden zu sein.

Dann begab sie sich mit dem erbeuteten Lascia Passare zur Fürstin Benedetta.

Achtes Kapitel.

Das also war der Süden gewesen, der Süden mit allen seinen Zaubern, mit allen seinen Liebesträumen, mit allen seinen Betäubungen, so lange ersehnt, dann endlich gefunden und nun schon wieder gemieden.

Da lag im sanften Blaugrau des niedergehenden Mondes das spiegelglatte Meer, da schwebte das Silberwölkchen um die Esse des Vesuvs, da blinkten die späten Lichter am jenseitigen Ufer Torre del Greco, Castellamare, Meta, Sorrent! Und noch immer Barkarolen auf dem Wasser und ferner Ruderschlag der Thunfischerkähne, in deren Kielfurche sich der rothe Feuerschein der Pechfackeln flimmernd spiegelte, noch immer hie und da Gesang und Tanz auf den platten Dächern, noch immer vereinzelte Mandolinenklänge

und Tambourinlaute, — Nachtleben, Daseinsgenuß, Süden.

Aber der Flüchtling vernahm nicht, wie hold diese Stimmen ringsum lockten, riefen und bannen wollten. Vor ihm dampften die gejagten Pferde, sprühten die Feuersteine, schwirrte die Peitsche des Vetturin, hinter ihm grollte das Echo der vom Wagenrasseln erschütterten Straßen und dieses Echo borgte der erhitzten Phantasie deutlich erkennbar scheinende Verfolgungsrufe und Laute wirr durcheinander tönenden Klanges.

Der Toledo war durcheilt, Capo di Monte glücklich erklommen und die dreikantige Schneide des Stilets hatte Wunder geleistet.

Jetzt ging es im minder überstürzenden Trabe gen Norden weiter.

Der Geist des Flüchtlings begann sich von den Eindrücken der Minute wieder loszumachen; das Getöse um ihn her verlor sich unter den lauter werdenden Wehrufen der erwachenden Erinnerung; Blicke, Mienen, Geberden, Düfte, Berührungen — der letzte Händedruck Manuela's, Alles kam seinem Gedächtniß zurück, wurde lebendig, wuchs ihm von Neuem entgegen, füllte noch einmal die wüste Bühne seines Ge-

müthes; und sein Herz blutete unter dem wundenöffnenden Hauche einer unsäglichen Wehmuth.

Er ließ es bluten. Elend wie er war, klammerte er sich an den Schatten des Bildes, das unter dem grausamen Worte der Lombardin seine Farben eingebüßt hatte, das aber auch als bewußter Wahn noch wie eine berauschend duftende Blume lockte, deren Gift selbst einen Theil ihres unwiderstehlichen Zaubers ausmacht.

Eine lange Zeit verstrich, ehe er sich von den qualvoll süßen Nachwehen loszuwinden vermochte.

Allmälig wurde es ruhiger. Die nächtigen Schatten, welche Manuela zu verschleiern begannen, gaben die Züge der unheimlichen Lauscherin frei, die ihm zur Flucht verholfen hatte. Er gebrauchte eine geraume Weile, ehe er die Widersprüche ihres Wesens unter den einen Gesichtspunkt zusammen zu fassen im Stande war, der alle ihre Handlungen zu bestimmen schien — politischer Fanatismus. So nahe glaubte er nie dem Walten und Wesen dieses wunderlichen Irrsinns in seine Werkstatt geblickt zu haben. Jenes gebrechliche Geschöpf hatte sich wahr und wahrhaftig in der Höhle des Tigers eingenistet, um mit Lebensgefahr die Schritte und Tritte dieses ihres Feindes zu umspähen.

Was war gegen solche Schwärmerin die waghalsige Fürstin!

Er mußte lange grübeln und sinnen. Aber die Angst um das Leben ihrer Brüder und um den Einen, der ihr einst noch näher als jene gestanden hatte — wohin mit diesem wesentlichen Theile ihres Irrsinns? War das Alles auch Fanatismus? Die Angst um einen Geliebten, der ihr nicht mehr zu gehören schien?

Er scheute sich, die Summe zu ziehen. Wunderbar! murmelte er vor sich hin und verfiel in tiefes Brüten.

Als er sich endlich auch diesem entwand, kam es wie ein Aufathmen nach langem Drucke über ihn. — nach welchem Drucke, das wagte er sich selbst nicht deutlich zu gestehen. Er bog sich aus dem Wagenfenster, Nordhauch wehte ihm Freiheitsluft entgegen. Er sog die Luft in frischen Zügen ein. Was jenseits der Grenze seiner harrte, schien ihm ein Leben im unbegrenzten Raum, verglichen mit dem Bewachtsein, dem er eben entrann. Wohl konnte seine Verbindung mit der Widersacherin des Triumvirats nachträgliche Gefahren auch in Rom über sein Haupt heraufbeschwören, größere wohl gar als in dem Orangenpark der mächtigen Verschwörerin. Und dennoch, wie viel

freier, meinte er, hebe sich die Brust, selbst inmitten der quälendsten Rückblicke, seit kein besternter Krankenwärter mehr seine Bewegungen beobachtete.

Er war noch in nächtlicher Stunde nach Capua gelangt.

Der Vetturin hatte mit lautem Hallo in die Stadt fahren wollen, in südlicher Lebendigkeit nach einer Gelegenheit verlangend, um seinem Jubel über das rasch verdiente Fuhrgeld Luft zu machen.

Aber Gehrt ließ außerhalb des Festungsringes halten. Drinnen, am Markt, hatte der Vetturin gesagt, getraue er sich binnen zehn Minuten vier frische Pferde aufzutreiben. Gehrt ließ ihn mit dem Sattelpferde von dannen reiten und der kleine Ragazzo des Vetturins, welcher bis dahin hinter der Karosse gehockt hatte, stellte sich als Zügelhalter an den Wagenschlag. Er war reichlich so guter Dinge wie sein Vater und ließ sich's nicht nehmen, der Excellenza sein ganzes lokalhistorisches Wissen auszukramen. Während Gehrt mit gespannter Aufmerksamkeit dem verhallenden Hufschlag des Entsandten lauschte, dem Knarren des kleinen Fallgitters im Festungsthore, dem Hin- und Herreden und endlich dem Weitertraben des glücklich Eingelassenen, während dessen erzählte der Bube im Tone

eines Augenzeugen von dem Ursprunge der Capella de' Morti, in deren Nähe man hielt. Dort lagen, versicherte er, die Gebeine der fünftausend Capuaner, welche il gran malfattore Cäsar Borgia hinmorden ließ, um sich wegen verschmähter Brautbewerbung an Friedrich von Aragonien zu rächen. Weiter dann in der Nähe der Volturnobrücke, deutete er auf die Marmortrümmer einer sitzenden Gestalt, derjenigen Friedrichs des Zweiten, des letzten Kaisers von Italien.

Er wußte von dem Eroberer Jerusalems eine Menge bedeutsamer Dinge zu berichten, vor Allem aber, daß der Papst den Bannfluch über ihn ausgesprochen habe, und darum, betheuerte er, sitze der steinerne Büßer draußen vor dem Thore und warte schon seit sechshundert Jahren vergebens auf Einlaß.

Endlich knarrte das Fallgitter wieder, Stimmen klangen, Hufschlag dröhnte über die Brücke, im Galopp kam es auf der steinernen Wegstraße daher gesprengt.

Gehrts Pulse pochten. Er sprang aus dem Wagen und spähte nach den nächsten Gebüschen. Wenn er verrathen worden war, galt es, aus dem Bereiche seiner Verfolger zu sein, bevor man ihn erkennen konnte.

„Lauf dem Vater entgegen!“ rief Gehrt dem Buben

zu und nahm ihm die Zügel aus der Hand. „Geschwind! Er soll eilen!"

Der Bube wollte antworten, aber Gehrt trieb ihn fort; dann schlüpfte er selbst hinter den nächsten Baum und von da leise weiter, bis er eine Stelle fand, von wo aus die Herankommenden unbemerkt beobachtet werden konnten.

Bald war der Vetturin zu erkennen. Aber er kam nicht allein zurück. Sie riefen nach der Excellenza und schienen verwundert, den Passagier nicht zu finden.

Dieser achtete, aus seinem Versteck herüber lugend, mit aufmerksamem Auge auf jede ihrer Bewegungen. Sie steckten die Köpfe zusammen. Der Bube wurde auch zu Rathe gezogen und es war unmöglich zu bestimmen, ob sie sich nur in Vermuthungen über den Reisezweck des königlichen Spions ergingen, oder ob sie nicht vielmehr über den Fang eines Verdächtigen beriethen.

Nach einigem Zögern machte sich jedoch der Begleiter des Vetturins an das Abschirren der zurückgebliebenen Pferde, schwang sich dann auf eins derselben und trabte mit ihnen nach Capua zurück.

Gehrt athmete auf. Seine Vorsicht war über-

flüssig gewesen. Er eilte, den Wagen zu erreichen, und da der neue Vorspann eben zum Anziehen bereit war, so gings bald darauf im raschen Galopp um die Mauern der alten Babilon des Hannibal herum und vorwärts gen Norden.

Allmälig war dem versinkenden Monde das erste Morgengrauen gefolgt. Vorüber rasselte der Wagen an erwachenden Heerden und heiser kläffenden Hunden. Verschlafene Hirten, in Ziegenfell gekleidet, mit dem braunen zerfetzten Mantel den Mund bedeckend und auf ihren langen Stock sich stützend, schauten den jagenden Rossen nach. Zwischen den Städtchen und Meierhöfen schleppte sich hie und da ein Fuhrwerk mit schläfrigem Ochsenvorspann unter den thaufeuchten Oel- und Ulmenbäumen dahin. Eingefangene Wegelagerer, alte und junge, die Hände in Ketten geschlossen, hielten auf einem zweirädrigen Karren in der Nähe einer am Heerwege liegenden Osteria, und ihre Begleiter, neapolitanische Dragoner, stritten sich durch die verriegelte Thüre mit dem Wirthe, der den Wein nicht auf Borg geben wollte.

Der Vetturin rief die Soldaten grüßend an und schien in seiner Gehrt unverständlichen Mundart ihnen verrathen zu haben, daß diesmal kein gewöhnlicher

Passagier aufgeladen sei. Wenigstens legte einer der Dragoner die Hand an den Helm und die Gefangenen spöttelten dem Wagen nach, als glaubten sie, die eilige Fahrt gelte der Einholung eines Vornehmen unter ihren Spießgesellen.

Gehrt hielt sich in einen Winkel gedrückt und suchte sein Gesicht zu verbergen.

Und weiter gings immer in nördlicher Richtung, immer mehr aus dem Herzen des Reichs hinaus. Jetzt belebten sich auch schon die Seitenwege. Weiber mit weißen Tüchern um Kopf und Gesicht und in aufgeschürzten bunten Röcken wanderten barfuß feldein und riefen dem hinten aufhockenden Buben lachende Worte nach, die der Morgenwind entführte. Dann rasselte der Wagen an ummauerten festungsartigen Gehöften vorbei, denen jeder ländliche Anstrich und jedes wirthschaftliche Behagen fehlte. Dazwischen zeigte sich hier und da im Schutze einer blättertreibenden Karube der breitquadrige Bau eines antiken Brunnens, umwuchert von stacheligen Opunzien oder baumhohem Roßmarin, und halbnackte Kinder, mit kupfernen Krügen zum Wasserschöpfen entsandt, benutzten die unbewachte Frühe, um mit spritzenden Traufen gegen einander zu scharmützeln.

Auch verfallene Gräber aus Marmor, Tuff oder Lava schauten wohl ab und zu wie nachdenkend zwischen Cypressen und Pinien von fernen Hügeln herüber, zu deren Füßen vor einem Jahrtausend und früher noch die Straße nach irgend einer längst vergessenen Stadt hinüberlenkte. Aus Tempelresten von unbestimmbarstem Alter lugten bunte Madonnenbilder hervor und auf den Steinen davor, wo ehemals Kanephoren sich ihrer Opferspenden entledigt haben mochten, kniete hie und da eine frühe Beterin, den Rosenkranz in den Händen, aber den Kopf neugierig nach dem funkensprühenden Viergespann seitwärts gewendet.

So ging es an dem Monte Dragone vorüber, dem alten Sonnenspalier des vielbesungenen Falerner; so an Sessa, dem vormaligen Suessa mit seinen verfallenen Tempeln, Amphitheatern und Thürmen, so an Santa Agata, berühmt durch seinen mächtigen Viaduct, aber viel rühmenswerther noch um seiner unzählbaren Nachtigallen willen, so ging es an den Ruinen des alten Minturnae vorbei, so donnerte es über die Kettenbrücke des Garigliano, dessen Uferschilf noch heute von den Todesängsten des verfolgten Marius erzählen möchte.

Und immer blauer grüßte das Meer, grüßten nun

auch, um bald darauf dem Enteilenden ganz zu entschwinden, so oft er den Blick zurückwendete, die vielgestaltigen Berg-Inseln des verhängnißvollen Golfs, Ischia und Capri vor allem, deren zauberhafter Anblick wie manches Mal die Augen des Gastes der Villa Benedetta gefesselt hatte. Und drüben — zwischen den vier dampfenden Pferdeköpfen von Zeit zu Zeit deutlich erkennbar — blitzte die Sonne auf den Dächern und in den Scheiben des Palastes von Gaëta, wo der Papst und seine zweite Seele Antonelli über Bannflüchen brüteten und wo wenige Monate früher der behäbige Fürst dieses Landes, in den erdrückenden Mantel des heiligen Januarius gehüllt, der Siegesbotschaft seiner treuen Lazzaroni geharrt hatte. Aber noch über das weiße meerumspülte Gaëta hinaus grüßte etwas von Norden herüber, ein weithin sichtbares, ragendes Vorgebirge, der alte Felsen der Zaubrerin Circe, der Lieblingssitz des Feinschmeckers Lucull, — für den Flüchtling im Wagen mit den brennenden Achsen das erste hohe Merkzeichen republikanischen Gebiets.

Wenn er es nur erst erreicht hätte!

Je kürzer die Schatten geworden waren, desto länger dünkten Gehrt die Viertelstunden der Rast, welche selbst dem immer erneuten Vorspann nicht ver-

sagt werden durften. Der zudringlichen Gaffer wurden bei jedem Städtchen mehr und immer mehr. Wo ein Doganaposten mit langen Fingern und noch längerem Visitirspieß am Thore lungerte, half selbst das Silberschild nicht allemal gegen die almosenheischende Beamtenhand, und Gehrt mußte sich allemal, um nur vorwärts zu kommen, mit klingenden Geschenken freikaufen. Wo ein Gefängniß an der Hauptstraße solcher Bettelburgen lag, da sperrte auch wohl eine zwischen den Gittern herausgestreckte Angelruthe die ganze Straßenbreite, und das daran befestigte Säckchen wurde von dem Wachtsoldaten selbst unter Zurufen und Schreien der Gefangenen dem freigebigen Sinne des Reisenden mit einer Weitschweifigkeit empfohlen, als gebe es in aller Welt kein Zuspätkommen. Hie und da schien es, als feiere Alt und Jung in beständiger Unthätigkeit, so unmöglich war es, irgend ein Tagesgeschäft zu entdecken, wogegen freilich die Räuberphysiognomien der Burschen und Männer auf eine andere Art von Erwerb deuteten, zu dessen Betreibung das Tageslicht entbehrlich war. Auch diese Tagediebe beeilten sich nicht, aus dem Wege zu kommen. In manchem Städtchen endlich sah man sogar mitten in der Straße Stuhl und Schemel umherstehen, auf denen Dirnen und Weiber sich von Nachbarinnen oder Haus-

genossinnen das schöne Haar vor Aller Augen am hellen Mittag strählen ließen, oder es wurde auch wohl von einer guten Mutter in dem schwarzen urwäldlichen Haarwulst ihres Naturbürschleins fröhliche Treibjagd gehalten, Alles mitten im Straßenverkehr des lichten Tages, Alles ohne die entfernteste Ahnung von der Ungeduld des dadurch Aufgehaltenen. Nicht minder gemächlich schnippte und schnappte inmitten des Fahrweges die Scheere des Haarschneiders, während der Bader seinerseits den Strohstuhl seines Kunden recht eigentlich in die ausgeschlissenen Fahrgeleise des Pflasters zu stellen gewohnt schien und sehr verwundert that, wenn man ihn aus dem Wege treiben wollte, bevor die letzte Bartstoppel glücklich weggemäht worden war.

Endlich erreichte der Wagen trotz allen Zwischenfällen Castellone di Gaëta, die alte Stadt der Lästrygonen, und in der Ferne dämmerte das Bergnest Itri. Ob Conradin von Schwaben mit bängerm Herzen diese Gegend durchjagte, diesen selben meerumspülten Strand, an welchem er seinen Verfolgern dennoch in die Hände fallen sollte? Ob die schöne Julia Gonzaga, in nächtlicher Weile und fast unbekleidet zu Pferde aus Fondi sprengend, mit wilderem Entsetzen rückwärts lauschte nach den sie bedrohenden Korsaren? Ob der beredt-

samste Römer mit heftiger pochenden Pulsen hier an diesem nämlichen Strande die gezückte Waffe gewahrte, als er, aus dem plötzlich gehemmten Wagen sich hinaus lehnend, wehrlos sich seinem Mörder preisgegeben sah?

Gewiß brauchte keiner von ihnen die wachsende Marter des Bedrohtseins in so langer, so aufreibender Unthätigkeit durchzukosten, wie es hier dem ehemaligen Verschwornen der Fürstin Benedetta auferlegt war.

Aber auch Castellone und Mola di Gaëta, auch die Quelle Atakia, an welcher vor grauen Zeiten Odysseus Gefährten die liebliche Tochter des Lästrygonenkönigs begrüßten und wo jetzt ein braunäugiges Mädchen dem halbverschmachteten Flüchtlinge aus irdenem Kruge ungebeten Labung spendete, auch das Raubnest Fondi mit dem Felsenschlupfloche des Tiber, auch Fondi mit seinen cyklopischen Mauern, seinen engen Gassen und seinen zerlumpten Bewohnern lag endlich im Rücken des sausenden Wagens und vom Meere herüber winkten bläulich die ausgebrannten Krater der Ponza-Inseln, während geradeaus am Ende der Straße die hohe Felsenburg des Gothen Theodorich im Abendrothe glühte, zu ihren Füßen die alte Volskerstadt, das wellenbespülte Terracina.

Noch wenige Stunden und der Arm der Fürstin

konnte den Flüchtigen nicht mehr erreichen. Immer noch Stunden! Gehrt suchte mit Aufgebot aller Willenskräfte sich von der erdrückenden Beklemmung loszumachen. Aber sie nahm in dem Grade zu, wie das ersehnte Ziel näher rückte. Er feuerte den Vetturin unabläßig an. Er achtete und deutete auf jede verkürzende Wegebiegung, auf jedes Ausweichen, um nur einigermaßen selbstthätig in das kreisende Rad der Flucht einzugreifen, um die unerträgliche Last der Unsicherheit nur durch irgend welches abziehende Geschäft auf Augenblicke zu vergessen. Dann wieder übermannte ihn die Ungeduld, er verlangte immer mehr, verlangte Unmögliches, und da der lebhafte Vetturin allmälig durch die Hast des Andern bis zum scheinbaren Phlegma überflügelt wurde, drohte ihm Gehrt — und war selbst einmal nahe daran, seine Drohung wahr zu machen — den vermeinten Zögerer unter die Pferdehufe zu stürzen. Zuletzt brachte er durch sein ungestümes Drängen sogar eins der geängstigten Thiere zum Falle und nur die größten Anstrengungen des Vetturins waren im Stande, die unterbrochene Reise wieder in Gang zu bringen.

Aber nicht minder wendete sich diese bis zur Raserei gesteigerte Unruhe gegen jede menschliche Er-

scheinung, die dem Wagen nahe kam. Schon wurde jedes Begegnenden mit heimlich gezücktem Stilett gewartet, und als ein junger Anfänger im Wegelagern sich bettelnd an den Wagentritt geklammert hatte, blieb ihm nur noch eben Zeit, sich rücklings auf das Pflaster fallen zu lassen, um von dem abweisenden Stahle nicht erreicht zu werden. Es war, als bedrohe den Flüchtling, so nahe dem bergenden Hafen, ein schlimmerer Feind von innen als der zurückgebliebene von außen.

Und doch auch dieser durfte noch nicht unterschätzt werden. War wirklich allen Telegraphendrähten bei Capo di Monte und an den spätern nächtigen Anhaltepunkten die hastig plaudernde Zunge durchschnitten worden? Die Dunkelheit hatte jede Gewißheit vereitelt. Es konnte sein; es konnte nicht sein. Gewiß war nur, daß die verrätherischen Metallfäden da oben den Flüchtling überholen zu wollen schienen, daß sie ihm drohend verdächtig zur Seite blieben, unablässig, unabweisbar. Und jetzt hatte sich die Nebenlinie aus Gaëta auch noch unter die übrigen Drähte gemischt — wenn ein Dampfboot dahin zur Hülfe genommen war, konnte auf diesem Umwege schon der letzte Grenzsoldat zur Wachsamkeit aufgerufen worden sein, konnte der äußerste neapolitanische Posten schon von den

Ducati träumen, die den glücklichen Häscher lohnen würden.

Gehrts Erregung stieg auf's Aeußerste. Schon sah man die Knöpfe der letzten Dogana-Wächter im Abendsonnenlichte von fern herüber blitzen, schon konnte man die müßig das Zollhaus Umlagernden zählen und in ihren Bewegungen unterscheiden. Wenn er den Wagen hier verließ und auf Umwegen, hinter dem hohen Ried des sumpfigen Ufers verborgen, die Grenze zu erreichen suchte? Er ließ rasch anhalten und schwang sich aus dem Wagen.

Aber der Vetturin verlangte schriftliche Bescheinigung über die zurückgelegte Strecke. Er ließ sich nicht abweisen, und alle Drohungen Gehrts, welcher keine Secunde verlieren wollte, machten den Wortwechsel nur lauter und auffallender. Ohnehin waren die Kräfte des Flüchtlings in solchem Grade erschöpft, daß er kaum hoffen durfte, seinen Weg zu Fuße fortsetzen zu können. Die in Sorrent begonnene Genesung schien in einen Rückfall umschlagen zu wollen. Ihm schwindelte, seit er aufrecht neben dem Wagen stand.

So mußte er sich denn von Neuem dem Vetturin vertrauen, und vorwärts ging's, dem ungewissen Ausgange dieser vernichtenden Reise entgegen.

Als die Einzelnheiten der Grenzstation immer deutlicher wurden, gewahrte man ohne Mühe, wie die bisher lässige Haltung der unbeschäftigt Umherstehenden sich in ein allgemeines Aufmerken und Auslugen verwandelt hatte. Ein gedrungener kleiner Mann mit grünen Epauletten und einem langen Schleppsäbel stand mitten auf dem Fahrwege. Hinter der hölzernen Nebenbaracke des armseligen Zollhauses kam ein untersetzter Militairbursche mit einem langen eisernen Spieße hervor, den er sofort gegen drei bis vier im Wege liegende schwärzliche Schweine kehrte, um sie auf die Seite zu treiben. Ein halbes Dutzend mit Säbeln Bewaffneter schienen ihre Aufmerksamkeit zwischen dieser Gruppe und dem näher rollenden Wagen zu theilen.

Ehe dieser aber ganz herangekommen war, bog von der entgegengesetzten Seite eine Reisekarosse unter das weit vorgebaute Regen- und Sonnendach des Zollhauses und erfüllte Gehrt mit der Hoffnung, bisher die Aufmerksamkeit der Grenzwächter wenigstens nicht allein in Anspruch genommen zu haben.

Der Wagen schien reichlich mit Gepäck beschwert und ein vom Vordersitz herabgesprungener Diener suchte, soweit sich seine Absicht aus der Ferne er-

rathen ließ, durch Bestechung des Mannes mit den grünen Epauletten eine Kofferuntersuchung abzukaufen.

Gehrt trieb den Vetturin zu gesteigerter Eile. Es schien nicht unmöglich, während dieses Handels unbehelligt vorüber zu jagen, und der Vetturin fügte sich dem Befehl. Aber je näher man dem verhängniß-vollen Punkte kam, desto mehr begann auch der heranrollende Wagen wieder von den müßig Umherstehenden beachtet zu werden und erst die Köpfe der Vorderpferde hatten den buntbemalten Grenzpfahl erreicht, als die Trabanten des Dogana-Häuptlings, die Absicht des Vorbeieilens gewahrend, den dampfenden Thieren schon in die Zügel fielen und den Wagenschlag unsanft aufrissen.

„Passaporti!“ schallte es in Gehrts Ohr, „Passaporti! Hier wird angehalten!“ Zugleich erhob sich draußen ein lauter Wortwechsel, dessen einen Theil der Vetturin mit Flüchen und Peitschenknallen in südlicher Leidenschaftlichkeit vertrat.

Einen Augenblick schwankte Gehrt, ob er das silberne Amulett vorzuzeigen wagen solle. Nur zwei der Grenzsoldaten hatten sich bis jetzt von dem beuteverheißenden Gepäckwagen getrennt. Er suchte nach Münze in seinen Taschen, aber der letzte Silberscudo

war ihm schon in Fondi abgepreßt worden. Er konnte sie nicht einmal bestechen.

Nun griff er nach dem Spions-Atteste, das in der Brusttasche neben dem Stilett steckte. Er faßte es, er zog es halb hervor. Dann ließ er's von Neuem in die Tasche gleiten. Wie wenn eben dieses Schild sein Signalement vervollständigte, wenn dies Zeichen ihn verrieth?

Sein Auge irrte in banger Unschlüssigkeit über den struppigen Kopf des am Schlage auf den Paß Wartenden hinüber nach dem bestäubten Reisewagen, aus dessen Fenster jetzt ein gelassen blickender Mann, der wie die personificirte Lebensversicherung aussah, die unruhigen Mienen Gehrts zu beobachten schien. Ein Gefühl knirschender Scham durchbebte ihn. Wahnsinn, meinte er, müsse aus seinen verwirrten Zügen sprechen. Er bog sich zurück, er wollte sich sammeln, sich besinnen. Er wollte den Zeugen seiner Erniedrigung vorüberlassen. Aber der Mauth-Soldat rief von Neuem nach Passaporti. Es war keine Zeit zu verlieren. Das unheimliche Zeichen mußte heraus. Mit pochendem Herzen holte Gehrt es hervor.

Der Soldat hatte die breite Hand auf das Schild gelegt. „Einen Augenblick!" sagte er mit einem Blicke,

aus welchem Gehrt vergebens sein Schicksal zu entziffern suchte.

„Ich habe keine Zeit!" stieß Gehrt heraus.

„Einen Augenblick, Excellenza!" Und zu seinem Vorgesetzten zurückgewendet, rief er: „Signore Capitano, kommt doch einmal hierher!"

Gehrts Blut jagte in wildem Aufruhr durch die Adern.

„Laßt das Schild los!" rief er dem Mauthsoldaten zu. „Laßt's los!" Und er wollte es mit Gewalt zurückziehen.

Aber die braune Hand ließ nicht davon und es schnarrte nur im vorherigen Tone: „Un momento, Excellenza!"

„Um Vergebung," hörte er sich in demselben Augenblick von dem Manne im andern Wagen auf Englisch angesprochen, „um Vergebung, Sir, was bedeutet dieses silberne Zeichen?"

Gehrt zuckte die Achseln, als habe er nichts verstanden.

Aber als die nämliche Stimme gleich darauf seinen Namen nannte, konnte er nicht umhin, in dem Fragenden eine der vielen vornehmen Gesellschaftsstatisten zu erkennen, mit welchen er sich in Londons höheren

Kreisen oberflächlich berührt hatte. Er gab eine ausweichende Antwort. Wenn die bekannten Laute beschwichtigend wirkten, so steigerte diese Zeugenschaft seiner schmachbedrohten Lage die Verwirrung Gehrts doch zugleich in's Grenzenlose. Er fühlte sich zwiefach auf der Folter. Er lehnte sich in den Wagen zurück. Seine Kräfte versagten. Mochte mit ihm geschehen, was wollte.

Wenige Minuten darauf rollte der gelassene Reisende von dannen.

Nun trat der Capitano zu Gehrt heran. Er zwirnte mit plumpen Fingern den brandrothen Schnurrbart zu beiden Seiten in die Höhe, sah sich nach seinen banditenähnlichen Begleitern um, zog seine Epauletten zurecht, holte den Säbel aus der Scheide und — präsentirte. In dieser Haltung blieb er stehen, bis Gehrt das Silberschild wieder in seine Brust geschoben hatte.

Dann peitschte der Vetturin von Neuem auf die Pferde und fort ging's über die verhängnißvolle Grenze.

Neuntes Kapitel.

Kurze Zeit nach diesem Tage voll Angst und Wirrsalen warf die flüchtige Begrüßung zwischen dem gelassen blickenden Manne und dem vogelfreien Genossen der Fürstin Benedetta ihre langen Schatten bis nach Sorrent. Und das fügte sich ganz zufällig, unter den letzten Abschiedscomplimenten eines bereits beendigten Besuches.

Der Mann im Reisewagen, Lord Titchfield von Titchborough, hatte zwar den Sprung von London nach Neapel, oder in seiner Ausdrucksweise von Chary Croß nach der Chiaja nur zum Behuf einer Besprechung mit Lord Minto unternommen, um, wie er nicht verschwieg, seine bevorstehende Jungfernrede im Oberhause durch einige wirkliche Quellen-

studien zu jenes Staatsmannes italienischer Politik würzen zu können. Aber der Letztere war nicht weitläuftig genug gewesen, war bei seinen Mittheilungen von der Voraussetzung einer Menge Vorkenntnisse italienischer Zustände ausgegangen, welche dem neuen Parlamentsmitgliede durchaus nicht zu Gebote standen, und so mußte Lord Titchfield denn bei dem landeskundigen Vater Arabella's die mancherlei Lücken ausfüllen, welche seine Rede noch in Gefahr bringen konnten.

Leicht zugänglich war freilich auch diese Quelle nicht. Der Sorrentiner Sonderling hatte den Spleen, nur in Gesprächen über das Buch der Bücher seiner salbungsreichen Zunge Zügelfreiheit zu gönnen, hingegen in allen Fällen, wo irdischen Dingen nachgefragt wurde, sich in der orakelhaftesten Kürze zu fassen. Ohnehin war er besuchsscheu, abstoßend, zugeknöpft, ein Stück menschgewordener Londoner Nebel, von doppelt erkältender Wirkung inmitten der lachenden Natur Neapels. Dennoch konnte der Gast, als endlich Sir Philip ihn nach seinem Schiffe am Ufer zurückbegleitete, die eingeheimste Notizen-Ernte mit Befriedigung überblicken. Zu größerer Sicherheit ging er sie unter den Augen des bereits wieder verstummten

Einsiedlers nochmals durch. Am 29sten also, und nicht am 28sten Januar des verflossenen Jahres, war Messina bombardirt worden um die nämliche Stunde, wo das illuminirte Neapel in Constitutions-Wonnen schwamm, wo der König unter donnerndem Viva il Ré durch den Toledo ritt und der zufällig anwesende Ibrahim Pascha seinem muselmännischen Herzen Luft machte, indem er Geld unter die Menge warf. Sir Philip, dessen zierlicher Wuchs und dessen helle Stimme, trotz seiner frostig steifen Haltung, seines dünnen rothen Eremitenbartes und seiner ganzen unheimlichen Erscheinung, noch immer von fern an Arabella erinnern konnten, Sir Philip bewegte bei dieser Recapitulirung bejahend den kurzgeschorenen Kopf, zog seine Uhr hervor und ließ sie zum Zeichen, daß der Gast bereits über eine Stunde in der Villa Ainsworth verweile, repetiren. Lord Titchfield hütete sich, den Wink zu bemerken. Es gab noch wichtige Arabesken für seine Jungfernrede festzustellen. Wenn jenes Doppelfeuerwerk ihr eine Art vulkanischen Colorits leihen konnte, so war der Gegensatz noch zu beachten, welcher seiner Schilderung Anmuth und Zartheit geben würde. Hier flocht sich eine duftende Blume auf's Ungezwungenste in den rhetorischen Kranz: die Hymne, deren

Sir Philip gedacht hatte. Mit einem Seitenblicke nach den schönen Zuhörerinnen auf der Parlaments-Gallerie ließ sich an passender Stelle der Dankeshymne gedenken, welche ein fackelbeleuchteter Mädchenchor — war es nicht an jenem nämlichen Abende? — Sir Philip nickte und repetirte — unter dem Balcon des Palazzo Reale abgesungen hatte. Lord Titchfield machte ein paar Schritte in der Richtung seiner Barke und blieb dann von Neuem stehen. Er brauchte noch etwas Gegenständliches, etwas lebendig das Auge Fesselndes, etwas Gipfelndes. Sir Philip repetirte, und das neue Parlaments-Mitglied setzte seinen Weg nachdenkend fort. Aber bot nicht der Freiheitsbaum, welchen Sir Philip gemessen und zweigweise gezählt hatte, Alles was Lord Titchfield wünschen konnte. Ohne alle Frage! Er wendete sich um. Nicht wahr, im Toledo selbst hatte man ihn aufgerichtet, und zwar war der Wipfel Lorbeer, wirklicher Lorbeer gewesen? Vortrefflich! Das gab schon als bloßes Decorationsstück, dem Vortrage einen Walter Scott'schen Reiz der Anschaulichkeit, um dessentwillen sich's lohnte, ein paar hundert Meilen südlich, ja, wie Lord Titchfield hinzufügte, bis nahezu in den Absatz des italienischen Stiefels hinabkutschirt zu sein. Sir Philip repetirte und

räusperte sich. Aber es fehlte noch mehr, eine Anecdote fehlte noch! Pflegte nicht Chesterfield zu sagen, die Anecdote sei das Süßwasser-Tönnchen auf der rhetorischen Seereise? Lord Titchfield durfte nicht von dannen, ohne sich ein solches Tönnchen gesichert zu haben. Zum Glück für ihn — denn Sir Philip hätte nichts weiter herausgegeben — fand sich schon eine Anecdote im Versteck der genommenen Notizen. Was konnte er Besseres wünschen als das Wort, mit welchem der König angeblich seinem neuen Ministerium in jenen abenteuerlichen Freiheitstagen die Constitutions-Vorlage als nicht liberal genug zurückstellte, das Wort: „Man hat die Schüssel voll und immer voller gewollt, bonissimo! Jetzt soll man sich den Magen auch gründlich überladen!"

Endlich war die Barke erreicht. Lord Titchfield, auch unter dem Phosphorisciren seiner methodischen Beredsamkeit noch immer der gelassen blickende Mann, schob seine Brieftasche in den Busen und schüttelte dem frostig dreinschauenden Einsiedler die Hand zum Abschied. Aber mit dem einen Fuße schon auf dem Bord des Schiffes stehend, entdeckte er noch eine bedenkliche Lücke in dem Entwurfe seines Vortrags und blieb in der Schwebe zwischen Land und Schiff, um

nicht früher in See zu stechen, bis sein Gedächtniß die Notizen noch einmal durchstöbert hatte. Endlich war gefunden, was die heimische Sitte unabweislich heischte, eine Parallele mit dem Alterthume, eine classische Vergleichung. Cagnacci, welcher am Tage der gewaltsamen Kammersprengung, im Mai desselben freiheitsüberladenen Jahres 1848 von den Bajonetten der Schweizer mit den übrigen Deputirten auf die Straße hinausgetrieben wurde, Cagnacci mit dem Silberhaupte und dem ruhigen: „Eure Zeit wird dennoch kommen!" — Cagnacci — ein moderner Papirio! Das neue Parlaments-Mitglied blickte, als es die glückliche Parallele mit gehobener Stimme vor sich hindeclamirt hatte, den Einsiedler mit dem Ausdrucke gelassener Siegessicherheit an, und Sir Philip antwortete mit pagodenhaftem Nicken.

Dann stieß die Barchetta wirklich vom Strande, und keiner der beiden Britten verrieth auch nur durch eine Kopfwendung, daß sie in irgend welchem Zusammenhange gestanden hatten.

Dies war der Besuch, nach dessen Beendigung die Villa Ainsworth noch unverhofft von Gehrt Hansens Flucht Kunde erhalten sollte. Bis zu diesem Augenblicke der Abfahrt war Lord Titchfield in seiner zweck-

bewußten Weise weder nach rechts noch nach links von dem Gebiete abgeschweift, auf welchem er seine rhetorischen Goldkörner zusammen zu lesen hatte. Nun dieses Geschäft abgethan war und die Luft schon in's Segel drückte, fiel ihm eine Versäumniß ein. Er ließ von Neuem umlegen. Irgend eine Erwähnung, so viel war gewiß, hatte er noch zu machen gehabt. Aber welche? Sie wollte ihm nicht gleich in's Gedächtniß kommen. Und doch konnte es etwas Wichtiges gewesen sein. Er blieb, mit der Hand am Maste, nachdenkend stehen, während Sir Philip, einen neuen Appell an sein localhistorisches Archiv voraussetzend, sich mit den Händen auf dem Rücken entfernte. Lord Titchfield sah ihm nach und dann wieder in die bläuliche Fluth, als hätte das Meer das Stichwort, nach welchem er suchte, unter Kieseln und Muscheln verborgen. Endlich gab er die vergebene Mühe auf, und ließ von Neuem das Steuer wenden. Aber als der Wind eben das Segel blähte, und als die brittische Flagge auf der Villa Ainsworth zum Abschiedssalut aufgehißt wurde, kam ihm plötzlich die Erinnerung zurück. Das war's! Er hatte die in Londons höheren Kreisen verbreitete Nachricht von Arabella's Verheirathung pflichtschuldigst erwähnen

und seinem Glückwunsche die Erkundigung hinzufügen wollen, ob die junge Frau neulich ihren Gatten, Mr. Gehrt, auf der Rückreise nach England schon begleitet habe oder ob Sir Philip ihr die Empfehlungen des Lord Titchfield hier noch ausrichten könne?

Sir Philip hatte, als der Glückwunsch und die Frage ihn nun doch noch erreichten, seinen Kopf langsam zurückgewandt. „Auf welcher Rückreise, Mylord?" rief er im trockenen Tone über die Achsel.

„Auf der über Terracina, Sir Philip, — ich vergaß über die Visitation meiner Koffer, daß man jungen Eheleuten vor Allem Glück wünscht. Mr. Gehrt schien überdies sehr eilig, er kam im Galopp und sauste im Galopp weiter."

„Wohin, Mylord?"

„Ohne Zweifel nach Rom, Sir Philip!"

Der Einsiedler spitzte nie die Ohren. Diesmal aber wendete er sich wenigstens ganz nach dem Redenden zurück. „Ist keine Verwechselung möglich, Mylord?" rief er noch trocknerern Tones als zuvor.

„By Jove, no, Sir Philip!" dröhnte es wieder durch die hohle Hand herüber. „Wir haben mit einander geredet, haben einander bei Namen gegrüßt; es

war mir eine große Ehre, und ....“ das Weitere entführte der Wind.

„Nonsense!“ brummte der Einsiedler und blieb mit der Hand am Kinn mürrisch stehen. „Ehre! Stuff and nonsense! Also er ist fort, ist aus dem Wege. Das schlägt dem Fasse den Boden aus!“

Inzwischen tanzte die Barchetta von dannen, und endlich wendete sich auch der Einsiedler nach der Calata seiner hochgelegenen Villa zurück.

Oben über das Tuffgelände der höchsten Terrasse lehnte eine jugendliche weibliche Gestalt. Sie hatte zugehört und die Blässe ihrer Wangen verrieth, welche Wirkung das Vernommene auf sie geäußert hatte. Ihre Brauen zuckten wieder einmal in der unruhigsten Weise, ihre Wimpern zitterten. Sie fuhr mit der Hand in die rehbraunen Locken und ließ ihr Haupt dann kraftlos auf die Schulter sinken.

Nicht weit von ihr stand ein Mann mit negerartigem Haar und blatternarbigem Gesicht. Auch er hatte gelauscht, auch ihm hatte der Wind Gehrts Namen zugeführt. Er warf einen fragenden Blick nach Arabella's Seite und wandte sich dann beim Anblick ihrer Schmerzgeberde mit grollendem Auge ab.

Sir Philip war inzwischen oben auf der Terrasse

vor den Zimmern der Lady Bronton angelangt. Er schien eintreten zu wollen, aber man läutete eben zum Ave Maria, und um diese Zeit nahm er keine Geschäfte vor. Während daher von allen Kirchen und Kapellen am ganzen Strande die Glocken einander Gute Nacht zuzurufen schienen, holte der Einsiedler seine Diamontprint-Bibel aus der Tasche und las im Tone eines Bußethuenden, und mit salbungsreichen Nutzanwendungen auf die seinem Jugendleichtsinn in der Person Arabella's gebundene Ruthe, ein Klagelied des Jeremias.

Dann begab er sich langsamen Schrittes und demüthigen Blickes in einen Kiosk, welcher auf dem äußersten gegen Neapel vorspringenden Theile des Gartens stand. Dort legte er das rechte Auge an ein bereitstehendes Fernglas, und sprach im singenden Tone seinen Abendsegen über den Palazzo Ainsworth, welcher von Santa Lucia herüberdämmerte, desgleichen über Lady Florence Ainsworth, seine Gemahlin, desgleichen über seine drei rechtmäßigen Töchter, Lea, Rahel und Rebecca Ainsworth, endlich über die Hunde, Pferde und Maulthiere im Stalle, indem er, immer in dem nämlichen Tone, die Hoffnung hinzufügte, seine Dienerschaft werde auch heute nicht verabsäumen, für sich selbst zu beten.

Nach diesen allabendlich wiederholten Verrichtungen verließ er den Kiosk, nahm seine vorherige frostigsteife Haltung an und begab sich nach der Seite des Flügelbaues hinüber. Er schellte.

Der gepuderte James erschien, verneigte sich feierlich, ließ Sir Philip in den Gartensaal ein und zog sich mit einem würdevollen „at your service, Sir Philip," zurück.

Nach wenigen Augenblicken hörte der Eingetretene Lady Brontons Schritt.

Sir Philip fuhr mit der Hand über seinen kurzgeschorenen Kopf, als wolle er seine Gedanken für eine wichtige Eröffnung zurechtstreichen, stellte sich dann in die Mitte des Zimmers und erwartete die Kommende in der Haltung einer erfrorenen Schildwache.

Aber Lady Bronton kam nicht allein, und sie kam in keiner Verfassung, wie sie der Einsiedler für seine Orakelsprüche gewünscht haben mochte. Clarence stützte sie, führte ihren Schritt, winkte der unter strömenden Thränen mit offenem Munde ihr folgenden Kitty, sie möge zurückbleiben, und suchte dann durch entschuldigende Blicke und Geberden auch Sir Philip zum Verlassen des Gemaches zu bewegen. Dieser blieb indessen regungsloser Zuschauer.

Lady Bronton war in die Kissen einer Ottomane gesunken. Ihre Locken hatten sich verwirrt, ihre feingeäderte Hand hielt den Arm der Tochter krampfhaft umklammert; ihre Wangen wechselten unablässig die Farbe, während ihre Augen starr am Boden hafteten.

„O mein Gott!“ stieß sie endlich tonlos heraus. „O mein Gott! Und so lange ließest du es zu, daß die Lüge ungestraft das Wort führte!“

„Mylady,“ sagte der Einsiedler trocken, „wozu diese Declamationen? Arabella wird jetzt ...“

„Nur noch einen Augenblick!“ flehte Clarence, und Lady Bronton, welche vor Aufregung weder sah noch hörte, brach in neue Wehrufe aus.

„Welche Jahre der Erbitterung, welches unheilbar gewordene Siechthum, welche Demüthigungen ohne Ende, welche Kämpfe — und er, der Nichtswürdige, in Glanz und Ehren!“

„Mylady,“ sagte Sir Philip von Neuem, „Ihre Wahl konnte nicht schlechter ...“

„Nur noch etwas Schonung!“ bat Clarence.

„Wo ist sie?“ rief Lady Bronton, wirren Blickes umherstarrend. „Ich will, daß sie gleich vor Zeugen jedes seiner Worte wiederhole. O, er soll meiner Rache nicht entgehen!“

„Nonsense, Mylady," sagte der Einsiedler, im nüchternsten Tone, „hier bin ich Herr. Sie heirathet morgen Mr. de Lille und damit hat die Sache ein Ende."

Lady Bronton schien die Anwesenheit Sir Philips endlich zu bemerken; aber seine Worte verklangen dennoch unbeachtet.

„Geh," rief sie, „geh, Clarence! Sie wird wieder bei dem Kinde sein. Bringe sie hierher. Meinetwegen mag der Sarg erst morgen fortgeschafft werden, wenn sie denn nicht anders zu beruhigen ist. Aber sage ihr, es geschähe nur, wenn sie hier in Sir Philips Anwesenheit gleich die volle Wahrheit wiederhole. Nur dann, gehe, ich höre sie schon wieder bei dem Kinde jammern!"

Clarence eilte fort, und Lady Bronton, deren herbe Stimmung sich allmälig zu besänftigen begann, erleichterte, halb zu dem Einsiedler gewandt, halb zu sich selber redend, ihr Herz im Auseinanderlegen der betrügerischen Fäden, welche sie bis heute umsponnen gehalten hatten, und deren geheimer Zusammenhang eben erst durch ein Wort der sinnarmen Kitty zu Tage gekommen war.

„Nonsense! Stuff and nonsense!" hatte Sir

Philip ein paar Mal eingeworfen; aber Lady Brontons erregtes Gemüth war so wund und aufgewühlt, daß jedes Wort des Einsiedlers von ihrer leidenschaftlichen Schilderung übertönt wurde, und daß sie auch dann noch zwischen Klagen und Frohlocken vor sich hin fortredete, als sich Sir Philip endlich mit einem unverständlichen Murren aus dem Zimmer entfernt hatte.

„Ja, wir sind die Opfer, und die Männer opfern uns!“ rief sie mit bebender Stimme, von Neuem durch das Aufzählen ihrer Leidensjahre in die Herbheit ihrer alten Lebensauffassung zurückgeschleudert. „Wir sind die Opfer!“ Dann schien wieder ein sanfterer Hauch über ihr grollerfülltes Herz hinzustreichen. Sie befreite ihr Gesicht von den silbergemischten Locken und vertiefte sich mit leiser beschreibendem Wort in die Zeit, wo sie noch ihr Töchterchen auf den Knieen schaukelte, wo sie jung und lebensfroh war und von keinen anderen Sorgen wußte, als von den flüchtigen Vorwehen der Eifersucht gegen einen Gatten, dem sie sich nicht gewachsen glaubte. Aber die Erinnerung an die Jahre nach dieser Zeit des Glückes, an die Jahre der Erkaltung, der Entfremdung, der scharfen Worte und der schneidenden Begegnungen, an die schlimmen

Jahre bis zu ihrer schmachbedeckten Ausstoßung aus dem Hause, wo ihr Kind zurückblieb, die Erinnerung an alle diese Jahre voll Groll und Bitterkeiten zog hinter jenen Lichtblicken wie ein schwarzer Wolkenschatten drein. In öffentlicher Gerichtssitzung war sie der Untreue bezüchtigt worden, hatte sie sich gegen Briefe vertheidigen müssen, deren Fälschung sie vergebens betheuerte, hatte sie sich Zeugen gegenüber verantworten sollen, welche, von ihr als gedungen zurückgewiesen, den Richtern dennoch glaubhaft erschienen waren, hatte sie sich einer scheinbar bis zur Unleugbarkeit erwiesenen strafwürdigen Zusammenkunft geziehen gesehen, welche allen Verdächtigungen den Boden des Thatsächlichen geben mußte, und deren Unmöglichkeit darzuthun sie trotz des Bewußtseins ihrer Unschuld nie bis heute im Stande gewesen war. Und dann von einem Schuldig zerschmettert, das bis über den Canal in allen Salons der Themse-Stadt wiederhallte, hatte sie mit vergiftetem Gemüthe Frankreich verlassen und sich nach dem Mutterlande zurückgewandt, von allen ihren Freunden, von ihrer ganzen Huldigungsbeflissenen Umgebung in dem inzwischen vereinsamten Elternhause nichts wiederfindend, als die englische Magd, die ihr das Brautgeleite gegeben hatte,

die sinnarme Kitty, welche schon beim Beginne des Prozesses ein Machtgebot des Klägers aus ihrer Nähe vertrieb.

Lady Brontons Stimme versagte, während sie diese Einzelnheiten zurückrief, und wenn der Einsiedler selbst noch zugegen gewesen wäre, er hätte ihren bis zum Flüstern gedämpften Lauten kaum noch die letzte Lösung des Räthsels abzulauschen vermocht.

„Komm her, Kitty," klang es jetzt im Vorgemach, „komm, Dir soll kein Leids geschehen. Und Charley bleibt auch bis morgen im Hause. Die Mama hat's erlaubt, komm geschwind!"

Lady Bronton suchte sich zu sammeln, aber ihre Gedanken schweiften in der Irre. „Kind, was soll die hier ...?" fragte sie, verstörten Blickes nach der Eintretenden hinüberschauend. „Ich mag sie nicht sehen!"

Clarence wollte die eben Herbeigeholte wieder fortschicken, aber Lady Bronton herrschte ihr zu, jetzt möge sie nur bleiben. Kitty trocknete die Augen und stellte sich mit offenem Munde an die Thüre.

„Sie war vor Zeiten von schlankem Wuchse wie ich," sagte Lady Bronton, nach Kitty hinüberblickend und dann wieder vor sich hinredend. „O, ich sehe sie noch heute in dem grünen Gartenzimmer mit den

neuen Kleidern vor mir auf und ab gehen, mit den Kleidern, die Dein Vater, Kind, mir zur Auswahl auf's Land hinauszuschicken pflegte. — Sie war ganz von meiner Größe, sie trug jedes Kleid zur Probe, ehe ich es selber anlegte. O, ich sehe sie noch wie gestern . . ." Lady Bronton blickte wieder düster auf die regungslos an der Thüre Stehende.

„Gönne Dir Ruhe, Mama!" bat Clarence und wollte Kitty von Neuem fortschicken.

„Nicht doch!" sagte Lady Bronton, mir thut das Aussprechen wohl! Komm her, Kind! Nicht wahr, es konnte nicht schlauer erdacht sein? O, Dein Vater hat mehr Witz als alle Gauner Londons."

„Mama!" flehte Clarence.

„Ich kann Dir nicht helfen, Kind," sagte Bronton hart. Sind ihre Angaben noch einer Mißdeutung fähig? „Er hat dies unzurechnungsfähige Geschöpf in meine Kleider gesteckt und sie am Arme eines erkauften Buben in nächtlicher Weile auf dem Balkon meines Schlafgemaches durch Zeugen beobachten lassen."

„Mama!" drängte Clarence.

„Er hat sie dann am nächsten Tage aus Paris entfernt, um bei seiner Scheidungsklage gegen ihr Zeugniß gesichert zu sein; er hat den Aberglauben,

den stärksten Dämon, zu Hülfe gerufen, um ihr für alle Zeit Schweigen aufzuerlegen, und wenn Charley nicht an der verschluckten Nadel starb, wer weiß, ob Kitty je geredet hätte! O, ich sage Dir ja, Dein Vater hat mehr Witz, als alle, alle ..."

„Mama, Mama! Ich ertrage es nicht länger!" Clarence brach in Thränen aus und verbarg ihr Gesicht erst in den Händen und dann auf der Schulter ihrer Mutter. Es war das erste Mal, daß Clarence eine so zutrauliche Annäherung über sich gewann. Lady Bronton streichelte die röthlich braunen Haare, welche das Netz verschoben hatten. Sie lächelte, ihre Stirn glättete sich langsam, sie holte ein paarmal tief Athem, als wälze sich etwas von ihrer Brust. Dann streichelte sie von Neuem.

„Geduld, armes Kind!" sagte sie endlich in milderem Tone, als er seit manchem Jahre über ihre Lippen gekommen war. „O ich weiß, ich weiß .. Aber nicht wahr, so viel Elend wird nicht in einem Tage ausgeschmerzt? Geduld, Geduld, arme Clarence, Geduld auch mit Deiner Mutter!"

Ende des zweiten Bandes.